Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 15 | Leipzig, den 11. April | 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Osterlied — Durch Jesus Christus erlöst: 5. Der Auferstandene — Das heilige Abendmahl: 5. Die Bedeutung der Handlung als Hinweis auf den Opfertod des Herrn; 6. Das Abendmahl als Sakrament — Der Heiland. Schluß — Ein Ruf um Hilfe von den Küsten des Stillen Ozeans. Schluß — Natürliche und soziale Religion — Eine neue biblische Entdeckung. Schluß — Zu dem Artikel „Eine neue biblische Entdeckung" — Verschiedenes: Zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum; Der Verein für Reformationsgeschichte; Der akademische Kirchenchor zu Straßburg; Das theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum 1544 bis 1894; Ueber das deutsch-evangelische Kirchengebäude im Jahrhundert der Reformation; Paramenten-Vereine; Die Verwendung christlicher Gesänge bei Trauerakten; Bibelkenntnis unsrer Journalisten — Anzeigen

Osterlied

Ostersonne, steig empor
Ueber unsern Bergen —
Engeljubel brich hervor,
Laß den vollen Harfenchor
Rauschen über Särgen!

Auf der Toten stille Welt
Und die Gräbermale
Heute voll der Schimmer fällt
Deines Osterlichts, o Held —
Glanz von Deinem Strahle.

Gieße über Thal und Kluft
Licht aus goldner Schale —
Siegerin, im Morgenduft
Tritt aus deiner Wolkengruft
Herrlichem Portale.

Der Du um die Freiheit rangst
Mit dem Bösewichte,
In die Tiefen nächtger Angst
Sende, der Du sie bezwangst,
Licht von Deinem Lichte!

Wandle aufwärts, heilger Brand,
Leuchte unsrer Pfade —
Sei uns Lebens Unterpfand
Dessen, der heut auferstand,
Herold seiner Gnade!

Sei uns in der letzten Not
Irdischen Vergehens
Einst aufleuchtend der Pilot —
Morgenstern und Morgenrot
Selgen Auferstehens.

Carl Hunnius

Durch Jesus Christus erlöst

5. Der Auferstandene

Du bist würdig zu nehmen das Buch und aufzuthun seine Siegel, denn Du bist erwürget und hast uns Gott erkauft mit Deinem Blut aus allerlei Geschlecht und Zunge und Volk und Heiden, und hast uns Gott zu Königen und Priestern gemacht, und wir werden Könige sein auf Erden. So sang einst die erlöste Gemeinde ihrem Heiland und Herrn ihr neues Lied, und alles, was heute durch Jesus Christ im Himmel und auf Erden ist, sage Amen!

Der Herr ist auferstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden! In diesem Osterbekenntnis hat die Erfahrung der durch Jesus Christ Erlösten ihren höchsten Ausdruck gefunden. Das Lamm, das erwürget ist, hat das Heil vollendet, da bleibt nichts zu wünschen übrig; seine Auferstehung und Erhöhung zur himmlischen Herrlichkeit ist die letzte Bürgschaft und Bestätigung des vollbrachten Werks.

Im Glauben an den Auferstandnen konzentrirt sich auch heute noch die Siegesgewißheit der erlösten Gemeinde. Unendlich vieles hat sich geändert, seit über alle Zweifel, Traurigkeit und Aergernis in den Jüngerherzen mit elementarer Gewalt die Osterbotschaft Herr wurde. Unmöglich kann der moderne Mensch sich in ungestörter Naivität den Geschichten hingeben, wie die vier Evangelien und der Apostel Paulus sie uns aus jenen Tagen erzählen. Nicht, als ob es solche Naivität heute nicht gäbe. Gott sei Dank, sie ist vorhanden in ungezählten schlichten und einfältigen Christenherzen. Und mancher Mann, manche Frau hat sich vielleicht durch Zweifel und schwere Kämpfe hindurch zur entschlossenen, vorbehaltlosen Anerkennung der biblischen Ueberlieferung zurückgefunden. Wohl ihnen! Aber moderne Menschen sind das nicht, und sie beanspruchen auch schwerlich es zu sein. Wir aber sind Kinder unsrer Zeit und wollen es sein. Wir sehen wohl ihre schwarzen Schatten und sind betrübt darüber: aber jede frühere Zeit hatte auch ihre Sünde. Und so lieben wir trotz allem unsre Zeit mit ihrem Fragen und Zweifeln, Suchen und Ringen, mit den vielen ungelösten Aufgaben, mit dem harten Wettstreit zwischen einem Neuen, das da werden will, und einem Alten, das viel zu wertvoll ist, als daß mans entbehren könnte: es wird nichts übrig bleiben, als daß das Alte neu werde. Diese Wiedergeburt ist der Gegenstand unsrer Sehnsucht und unsers Gebets, sie muß auch der letzte Zweck unsrer Arbeit, unsrer Predigt sein. Wir stehen damit auch auf ureigen christlichem Boden, stehen im Zeichen der Osterbotschaft.

Vieles, sagen wir, hat sich geändert seit den ersten Ostertagen. Was die Jünger erlebten, ist heute ein Uebungsfeld historischer Kritik geworden. Und die Kritik hat es so leicht, diese Geschichten voll Wunder und Widerspruch zu zersetzen. Aber eine wahrheitsdurstige Forschung, die mehr ist als ein Spiel des Witzes, trifft doch in all diesen Erzählungen auf ein Inkommensurables, auf etwas, das der Verstand nicht kleinkriegt, so gewiß der Verstand niemals das Herz zwingen wird so zu schlagen, wie er will. Jenes nicht zu Bewältigende, vielmehr die suchende Seele auch des modernen Menschen siegreich Ueberwältigende ist — der Auferstandne.

Wer kennt denn das Rätsel des Todes? Wer weiß denn, wie stark er ist, und wo die Grenzen seiner Macht liegen? Aber Eins fühlen wir alle, daß es das Unnatürlichste von der Welt ist, daß wir sterben müssen. Unser ganzes Sein streckt sich nach Leben. Und daß nun einer gekommen ist, von Gott gesandt, in dem war das Leben, so gewiß Gott das Leben ist, und ihn konnten Tod und Grab nicht halten, so gewiß das Leben stärker ist als der Tod: was ist daran Wunderbares? Freilich ist es so wunderbar, wie die Welt des Glaubens überhaupt, wie Gottes heiliges Wesen und die ganze Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist; und wem diese Welt des Glaubens nichts weiter ist als ein Buch mit sieben Siegeln, wie sollen wirs anfangen, dem eine Ahnung beizubringen von der Auferstehung Jesu? Aber Eins können wir, nämlich bezeugen: Ja, ich bin ein moderner Mensch, und nichts, was Geschichts- und Naturwissenschaft unsrer Tage ans Licht bringt, soll mir fremd sein, an allen Gütern und Sorgen meiner Zeit will ich teilnehmen — und doch, Jesus mein Heiland lebt, und sein Leben ist mir die Bürgschaft seines Sieges, und ich will durch ihn auch siegen und leben.

Was uns zu diesem Osterbekenntnis befähigt, ist einzig

die Erfahrung von den Lebenskräften, die von dem Auferstandnen ausgehen. Wer davon nichts gespürt hat, wie will der mit reden! Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Denn der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.*) Freiheit auch, inmitten dieser modernen Welt an den Auferstandnen zu glauben und Osterlieder zu singen. Freiheit, auf diesen fröhlichen Glauben sein ganzes Leben zu gründen. Freiheit, Priester und Könige zu sein auf Erden.

Auch Freiheit, sich zu erquicken an den Ostergeschichten der Bibel. Komme ich ohne die Erfahrung der von Christus ausgehenden Wirkung an sie heran, wie sollen sie mir etwas sein! Märchen, Fabeln! Ueberdenke ich sie mir aber als gläubiger Christ, so sind sie mir Geist und Leben, werden es immer mehr. Ich lebe mich ein in den Jüngerkreis, immer verwandter wird mein Erleben und Erkennen dem ihrigen; der Glaube erschloß mir den Wert der Ostergeschichte, und nun stärkt mir die Ostergeschichte den Glauben. Merkwürdige Wechselwirkung. Der mit der Bibel vertraute Christ weiß oft nicht zu sagen, was früher war, die Schrift oder der Glaube. Er weiß nur, daß die beiden zusammengehören. Und das Lamm, das erwürget ist und doch lebt, hat ihm die sieben Siegel des Buches gelöst.

Es löst uns, Gott sei Dank, auch ein andres siebenfach versiegeltes Buch: die Zukunft unsers Volks, unsrer Kirche. Wunderliche Zeiten sinds, in denen wir leben. Eins ist klar, daß die Christenheit ihre Schuldigkeit nicht thut. Daß sie den gewaltigen Anforderungen unsers Geschlechts nicht gewachsen ist. Kraft, Liebe, Mut, Einigkeit! An allem fehlt es. Aber Christus lebt. Darum kann die Christenheit nicht untergehn, kann auch der Welt auf die Dauer den Dienst nicht schuldig bleiben, den allein sie thun kann. Christus hat Antwort auf alle Fragen, die uns heute bewegen, Trost für alle Nöte, die uns plagen, Kräfte für alle Aufgaben, die gelöst sein müssen. Christus für uns, Christus in uns! Darum Ihm sei unsre Arbeit, unsre Zukunft befohlen. Wir brauchen keinen neuen Heiland und keinen neuen Gott. Freuet euch in dem auferstandnen Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch!

R

Das heilige Abendmahl

5. Die Bedeutung der Handlung als Hinweis auf den Opfertod des Herrn

Was ist nun das Wesentliche, das Uebereinstimmende in den Berichten? Zweierlei: die Hinlenkung der Gedanken auf den Tod des Herrn und der Genuß des Brotes und des Weines unter dem Eindrucke vom Tode des Herrn. Das ist gar viel. So oft noch die Gemeinde den „Tod" des Herrn vergessen, d. h. ihn wie etwas bloß Natürliches, bloß „Geschichtliches" zu betrachten angefangen hatte — man denke etwa an die rationalistische Zeit —, so hat vor anderm stets das Abendmahl ihr die Frage wieder erweckt und ins Gewissen gelegt, ob das recht sei. Wir verkündigen thatsächlich, wo das Abendmahl gefeiert wird, den Tod des Herrn. Weiß die Theologie einmal nicht viel mit dem Gedanken zu machen, daß Jesus „gestorben" ist, so wird das Abendmahl ihr das Problem immer wieder aufnötigen! Wahrlich, der Gedanke, daß der Herr auferstanden ist, soll nie verdeckt oder gar vergessen werden, aber der auferstandne Herr, den wir uns nicht zugleich als den gekreuzigten, den in Schmach getöteten vergegenwärtigen, ist gar nicht richtig vergegenwärtigt.

Aber was bedeutet uns der Tod des Herrn? Im Sinne Jesu deutlich das Opfer, dessen Vollzug erst den neuen Bund perfekt machte. Sowohl Paulus als sämtliche Evangelisten haben Worte, die das Blut als ein Blut des „neuen Bundes" (Luther sagt: „Testament," aber der griechische Ausdruck muß durch „Bund" wiedergegeben werden) hinstellen. Die Worte sind sicher authentisch und, wenn auch mit kleinen Variationen, besonders fest in der Erinnerung der Jünger haften geblieben. Nach Paulus hätte der Herr auch bei der Darbietung des Brotes hervorgehoben, daß sein Leib für die Jünger in den Tod gegeben werde („das ist mein Leib für euch"; Luther übersetzt: „der für euch gebrochen wird"; das steht so nicht da, ist vielmehr eine erläuternde Umschreibung des von Paulus selbst gebotenen kürzern Ausdruckes, die aber gerade in ihrer plastischen Deutlichkeit — „gebrochen" — das Richtige trifft!). Die Evangelisten bieten zum Teil (nämlich Markus und Matthäus) nur „das ist mein Leib" (bei Lukas ist der Text nicht sicher). Aber es ist wohl gewiß auch ihre Meinung, daß Jesus durch die Handlung mit dem Brote, ebenso wie durch die mit dem Becher, auf den Heilswert seines Todes hingewiesen habe. Die Handlung des „Brechens," die gerade auch sie bezeugen, zusammen mit der Aufforderung zu nehmen und zu essen, machte auch ohne besondres Wort klar, daß der Herr den Jüngern nicht nur die Thatsache, daß er werde getötet werden, eröffnen, sondern zugleich den Gedanken erschließen wollte, daß das zu ihrem Heile geschehe. Das Wort, mit dem er den Becher reichte, giebt nur die speziellere Wendung, die die Jünger, wenn sie überhaupt den Heilswert des Sterbens des Messias begreifen konnten, allerdings sofort auf eine ihnen verständliche Idee führte, eben die, daß Jesus durch sein Sterben den neuen Bund erst definitiv machen könne. Denn die Jünger waren Israeliten und lebten und webten wie der Meister in der heiligen Schrift. Dort aber war ihnen gewiß die Erzählung davon, wie Gott den Bund durch Mose mit Israel zum Abschluß gebracht habe, so geläufig, daß ihnen die kürzeste Anspielung genügte. Im sogenannten 2. Buche Mose, Kap. 24, lesen wir, wie der alte Bund durch ein feierliches und blutiges Opfer perfekt gemacht wurde. Nachdem Mose das Opfer vollzogen hatte, trat das Volk nunmehr in den wirklichen Genuß des Segens, den Gott ihm durch seinen Bund verheißen hatte. Die Jünger kannten ohne jeden Zweifel auch das Wort des Jeremias (31, 31—34) von dem „neuen Bunde," den Gott zu seiner Zeit aufrichten werde, einem Bunde, da sein Gesetz nicht mehr bloß auf Tafeln, sondern in die Herzen eingeschrieben werden solle, einem Bunde, in dem Gott auch „der Sünden nicht mehr gedenken wolle." Wenn der Herr auch noch so kurz von seinem Blute als einem „Blute des neuen Bundes" gesprochen hatte, so begriffen die Jünger mindestens sofort, was er meine: sie verstanden, daß er auch für seinen Bund ein blutiges Opfer als letzte Bedingung betrachte, damit alles bereit sei, und daß er sich selbst, die Tötung, die ihm bevorstand, in dem Lichte des Gedankens anschaue, daß das Opfer, das Gott jetzt wie damals verordnet habe, wirklich möglich sei. Welche Flut von Empfindungen mußte die Jünger durchziehen, indem sie sich dies plötzlich vor die Seele gerückt fanden! Wie wunderbar, wie verständlich und doch wie rätselhaft war der Gedanke Jesu! Und wenn denn Jesus an das alte Bundesopfer dachte, wie neu war doch alles, was er that und ins Auge faßte dem gegenüber, was Mose gethan hatte. Hatte denn Mose auch sich selbst zum Opfer geweiht? Hatte er nicht bloß „Farren" geopfert? Und wie ganz anders als Jesus war doch Mose mit dem Blute verfahren. Jener besprengte den Altar und das Volk mit dem Blute, der Herr giebt es zu trinken! Von Brot ist bei dem alten Opfer überhaupt keine Rede, der Herr sieht in ihm sogut ein Mittel, sein Opfer darzustellen, als in dem Wein: seine ganze Person hat eben Opferwert. Der Herr hat wahrlich nicht ängstlich nur äußerlich nachgeahmt, was Mose gethan hatte. Wie einer, der „Vollmacht hat," gestaltet er die ganze Handlung neu, indem er das Alte nur wie ein Mittel benutzt, um den Gedanken, den er den Jüngern erschließen wollte, sicher auszulösen.

Ja, aber welchen Wert hat das alles noch für uns, inwiefern ist auch uns der Gedanke noch bedeutsam, noch klärend, daß Jesus durch ein „Opfer," durch sein eignes Sterben zum Zwecke eines solchen, den „neuen Bund" erst perfekt machen zu können erkannte? Ist das für uns nicht ein Gedanke, der mehr verwirrt als befriedigt, nicht mindestens ein Gedanke, der ganz dunkel erscheint? Ich kann es vollkommen nachempfinden, wenn Nichttheologen, solche, denen Israels Opferdienst nicht völlig durchsichtig ist, zunächst diesen Eindruck haben und meinen, dem Abendmahl nur mit eigentümlicher innerer Unsicherheit, ja Scheu gegenüberstehen zu können. Es darf nicht so bleiben, wir dürfen

*) Röm. 8, 9. 2. Kor. 3, 17.

das Abendmahl nicht bloß aus blindem Gehorsam oder in einer Pietät feiern, die da meint nicht fragen zu sollen. Wir alle haben ein Recht, wenn wir immer noch durch das Sakrament des Leibes und Blutes Christi des Herrn Tod uns vor die Seele stellen lassen sollen, auch zu fragen, ob und inwiefern uns das noch eine Handreichung zum Verständnis sein könne, wie es die ersten Jünger zweifellos empfunden haben. Aber wir dürfen dabei auch nichts von Jesu eigner Betrachtung abhandeln wollen! Wir dürfen nicht etwa versuchen, dem Abendmahl in freier neuer Weise einen Sinn oder eine Bedeutung unterzulegen. Es ist nicht unser Recht, die einzelnen Handlungen und Worte, aus denen es sich zusammensetzt, in denen die Feier an uns vorüberzieht, richtiger gesagt, uns in sich hineinzieht, mit unsrer Phantasie eigenmächtig aufzufassen und uns zurechtzulegen. Also der Hinweis des Herrn auf den Opfercharakter seines Todes muß der Leitgedanke beim Abendmahl sein. Doch werden wir uns freilich das, was der Herr gesagt und gethan hat, in unsre Begriffe übersetzen dürfen, das Uebersetzen muß nur eben ein treues, ein wirklich dem geschichtlichen Sinne entsprechendes sein. Ich will versuchen, soweit ich das in der Kürze vermag, als ein Dolmetsch zu dienen.

Was die Handlung des Herrn anlangt, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß sie nicht etwa selbst ein Opfer ist. Die römische Kirche begeht den Irrtum, sie so aufzufassen und sie demgemäß eben als ein Opfer (in der Messe) immer zu wiederholen. Der Herr deutet vielmehr durch das bildliche, gleichnisartige Thun, das er vornimmt, nur darauf hin, daß er selbst, indem er getötet werde, ein Opfer, das letzte notwendige Opfer darstellen und darbringen werde. Das Opfer, das Moses bei der Stiftung des alten Bundes darbrachte, gewährt ihm nur einen Vergleich, und zwar einen solchen, den er nur im allgemeinen, nicht im einzelnen brauchen konnte. Das Opfer in Israel hatte eine doppelte Bedeutung. An sich war es eine Darbringung, eine Gabe. Dabei wurde immer irgendwie daran gedacht, daß Gott an dem eine Freude habe, was ihm feierlich in seinem Hause an seinem Altar dargebracht wurde. Aber das Opfer hatte auch für die Darbringenden eine Bedeutung. Es versetzte die Israeliten in die richtige Verfassung Gott gegenüber, es „heiligte“ sie. Das Opfer war die Zurüstung, die Bereitung der Gemeinde oder der Einzelnen, daß man würdig vor Gott erscheine. Nicht ohne weiteres, sondern nur in den Formen, die Gott selbst vorgeschrieben hat: nur unter festgesetztem Zeremoniell und in dem rechten Gewande, nicht mit leeren Händen, gar etwa den Schmutz der Sünden unbedeckt und schamlos zeigend, sondern in den Formen, in denen man andeuten konnte, daß man sich bewußt war, vor dem heiligen Gott zu erscheinen, durfte Israel sich Gott nahen. Also nur mit mannigfaltigen Opfern, wie die besondre Situation es erheischte, je nachdem man danken oder bitten, zumal wenn man um Gnade und Verzeihung für die Sünde flehen wollte. Aber wo es mit dem richtigen Opfer an Gott herantrat, da war es auch gewiß, in thatsächlichen Verkehr mit ihm zu kommen, wirklich sein Angesicht zu finden. Wenn Jesus sich selbst oder seinen Tod als ein Opfer bezeichnete, so verstand jeder Israelit, daß er meine, Gott eine Gabe darzubringen, die ihm angenehm sei. Konnte Jesus sein Sterben in das Licht des Opfergedankens rücken, so hieß das für seine Jünger, daß er ihnen sagen wolle, er sei so wenig von Gott als Messias verworfen, indem er schmählich von den Obern des Volkes hingerichtet, als Gotteslästerer getötet werde, daß er vielmehr von Gott gerade hierin eigentümlich geehrt werde. Was er an sich geschehen ließ im Gehorsam und in der Treue gegen die anerkannte Fügung seine Geschicks durch Gott, das war vor diesem wertgehalten und gehörte recht eigentlich zu seinem Berufe als Messias. Wenn Jesus seinen Tod als das Bundesopfer hinstellte, so lag darin ferner für die Jünger die Erkenntnis, daß sie noch einer Zurüstung bedürften, ehe sie in den wirklichen Vollgenuß der Gaben des neuen Bundes, zumal der Vergebung ihrer Sünden, treten könnten, und der Herr zeigte ihnen zugleich, daß sie diese Zurüstung nur durch ihn, freilich andrerseits auch ein für allemal und sicher in ihm erlangen würden.

Unterscheiden wir deutlich die beiden Seiten! Vor Gott bringt Jesus eine Gabe, eine geforderte Gabe: Gott verlangt von ihm, daß er sich töten lasse um seinetwillen und im Dienste seiner Gemeinde. Ich sagte vorhin, Jesu Urteil, daß sein Tod ein Opfer sein solle, lasse ihn vor den Augen seiner Jünger und seinen eignen als von Gott geehrt erscheinen trotz scheinbarer Verwerfung. Das ist doch nicht das Ganze. Wir würden, wenn dieser Gedanke allein Jesu Seele erfüllt hätte, nicht begreifen, daß er mit solchem Zittern und Zagen in den Tod ging. Es ist vielmehr ein Weiteres zu beachten. Der Herr ist dem Tode entgegengegangen zwar in dem Bewußtsein und in dem Entschluß, gehorsam und treu zu sein, aber erlebt hat er sein Geschick, je mehr es sich vollzog, wie eine fortdauernde Erfahrung von Gottes Ungnade, ja geradezu von Gottes Zorn. Es ist das Ergreifendste, fast möchte ich sagen Unheimlichste, zu sehen, wie er gerungen hat mit seinem Geschick, nicht im äußerlichen Sinn mit dem Schmerz und der Schmach, sondern in der innern Empfindung, dem gegenüber, was er darin von Gott verspürte. Welche Abgründe der Not offenbaren sich in dem Ausrufe des Gekreuzigten: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Hatte Gott ihn denn wirklich verlassen? Ich weiß, daß ich eine vielen fast unbegreifliche Idee ausspreche, wenn ich sage: Ja! Aber Jesus hat Gott nicht verlassen. Und wenn ihm Gott nichts andres zu empfinden gab, als daß er sich von ihm abgewendet habe, so können wir doch keinen andern Gedanken hegen, als daß Gott ihn eben bis zur äußersten denkbaren Grenze geprüft habe. Jesus mußte treu befunden werden in seinem Glauben an sein eigenartiges Messiastum auch unter dem vollen Schein, daß Gott es nicht anerkenne, unter der vollen wirklichen Erfahrung, daß Gott ihn ganz sich selbst überlasse, seiner Not, seinen Fragen, der furchtbaren Versuchung irre zu werden, ob er wirklich noch glauben dürfe, Gottes Gesalbter, der wahre Messias und Heiland der Menschen zu sein. Aber er ist nicht irre geworden, und er hat doch scheiden dürfen mit dem nicht mehr zweifelnden, sondern wieder gewissen Worte: Es ist vollbracht! So war sein Tod wirklich eine Gabe für Gott. In seinem Tode wurde er selbst vor Gott das Herrlichste, was ihm in der Welt dargebracht werden konnte, das wahre Opfer, demgegenüber das Schattenwerk aller frühern Opfer dahinsank. Die Jünger haben bei dem Abendmahl selbst noch nicht ganz verstehen können, was Jesus alles bevorstand, und wie er erprobt werden sollte, damit sein Glaube, daß sein Tod das Opfer des neuen Bundes sein werde, echt und wahr befunden werden könne. Hernachmals erst haben sie es begriffen, welch ein tiefes, gewaltiges Wort das war, als er sein Blut für „Bundesblut“ erklärte. Und uns kann das doch noch immer vor die Seele treten und uns erfüllen mit der erschütternden Empfindung der Größe des Herrn und seines Werks.

Ja, sein Tod ist wahrlich ein Opfer, eine heilige Gabe an Gott gewesen, die Gabe, die auch uns immerdar angenehm vor Gott und gewiß macht, daß wir wirklich Gott nahen, seine Gnade erfahren dürfen. Denn das ist nun noch das Zweite, was wir ins Auge fassen müssen, daß Christi Tod als Opfer die, mit denen Gott den neuen Bund geschlossen hat, recht zubereitet, recht ausgestattet hat. Der neue Bund ist der, in dem Gott die „Missethat vergeben und der Sünden nicht gedenken“ will. So ist Christus als Bundesopfer gestorben, damit Vergebung der Sünden, die Rechtfertigung ohne Verdienst, ans Licht komme. Er ist für uns, d. h. uns zu gut gestorben. Es ist eine ganz richtige Anwendung des Gedankens vom Opfer, wenn ein alter Spruch, den unsre evangelischen Gemeinden lieben, und der manchem Gläubigen in der letzten Stunde, wie von selbst, auf die Lippen tritt, lautet: „Christi Blut und Gerechtigkeit, die sind mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehn.“ Wenn das eine Bildrede ist („Schmuck,“ „Ehrenkleid“), so steht doch ein verständlicher, tiefer und unveräußerlicher Gedanke dahinter. Der Herr hat sein Werk für Gott gethan. Ohne ihn konnte Gott wirklich den neuen Bund nicht aufrichten. Aber durch ihn, der gehorsam befunden wurde „bis zum Tode am Kreuze,“ konnte er es, und hat er es gethan. Wir müssen nur noch weiter gehen. Wenn Gott uns gnädig ist, so ist er es um Jesu Christi willen. Wenn wir uns doch mit Recht in unserm Gewissen Zeugnis geben, daß wir zornwürdig sind, und

wenn wir nicht umhin können, uns von Natur und in der Sünde des Zornes Gottes zu versehen, so wagen wir es nur Mut zu fassen zu dem Gedanken, daß Gott uns thatsächlich vielmehr die Sünden verzeihe und seine Liebe uns zuwende, indem wir uns vorhalten, daß Christus wirklich wie eine „Gabe“ ist, die wir Gott darbringen dürfen, richtiger, die Christus für uns ihm dargebracht hat. Niemand wußte deutlicher, als der Herr selbst, wie es um den Glauben der Jünger stand, als Gottes gewaltig furchtbarer Wille an ihm sich vollzog; sie hatten sein Wort beim Abendmahl vernommen, aber in ihrer Seele war es doch nur momentan licht geworden. Wenn er nicht treu blieb, so kam der neue Bund nicht, so waren sie nicht imstande, zu Gott, seinem und ihrem Gott zu gelangen. Nur indem er es auf sich nahm in seinem Sterben alles zu sein, er selbst und der Vertreter der Seinen, die gläubig hätten sein sollen und es nicht waren, die das feiernde Volk hätten sein sollen wie Israel, als das alte Bundesopfer gebracht wurde, und die ihn und sein Opfer vielmehr verließen und in ihren Seelen verwarfen, hat er die Möglichkeit beschafft, daß ihnen, als sie seine Auferstehung erlebt hatten, doch der rechte Glaube noch entstand. Es war seine freie Personleistung, daß er nicht ließ von der Liebe zu den Seinen und sein Opfer in ihrem Namen mit vor Gott trug in Hoffnung und Glaube statt ihrer. Niemand hat ihn dabei getrieben, als er selbst; wer hätte ihn zwingen können? So ist der Gedanke verständlich, daß Gott es ihm zum Lohn gegeben hat, fortab in Gnade und Macht in seinem, des Höchsten Namen unter uns Menschen, unter allen, die ihm nachträglich glauben und sein Opfer gelten lassen, zu walten. „Um Jesu Christi willen,“ um seines „Leidens und Sterbens willen“ — das ist der Grund, den wir allein ahnen für Gottes Liebe zu uns, den Sündern.

Hier haben wir das Geheimnis, das uns an den Herrn bindet, wie an Gott. Das ist der Hintergrund des Abendmahlsgedankens, daß wir nimmer die Herrlichkeit des Herrn anschauen sollten als zugleich im Rückblick auf seinen Tod. Wahrlich, wir müssen stets des Herrn Tod einander verkündigen, bis daß er kommt!

6. Das Abendmahl als Sakrament

Nun noch ein kurzes Wort über die Feier des Abendmahls als solche. Niemand kann es tiefer empfinden als ich selbst, daß ich im Vorstehenden nur in den äußersten Umrissen die Gedanken habe skizziren können, die sich an den Tod Christi für uns anschließen. Vielleicht ist das ganz gut so, wenn wir im Sinn haben, in dieser Osterzeit das Abendmahl wieder mit zu begehen. Denn die theoretische oder historische Gedankenentwicklung soll und kann die Feier selbst nicht ersetzen. Der Herr hat ja durch seine Handlung gezeigt, daß er nicht in erster Linie durch begriffliche Auseinandersetzungen die Seinen überführen wollte. Das Packende, uns innerlich Ergreifende, zuletzt uns auch Belehrende liegt in dem, was wir in der heiligen Feier erleben. Die lutherische Kirche hat eine merkwürdig schöne altkirchliche Bezeichnung der Sakramente wieder in den Mittelpunkt jeder richtigen Beschäftigung mit ihnen gerückt, das ist ihre Bezeichnung als einer „Sichtbarmachung des Worts.“ Das „Wort“ ist Christus. Von ihm und seiner Bedeutung können wir reden, in genau erwognen, möglichst klaren Theorien uns und andern Rechenschaft geben. So verfährt die Theologie und die Predigt, die sie benutzt. Aber Christus kann uns auch vor Augen „gemalt“ werden. Und das, meint die lutherische Kirche, geschehe durch die Sakramente, zumal das Abendmahl. Hier wird uns das Sterben Christi, sein Leiden, durch das Brechen des Brotes und durch das Vorzeigen des Bechers mit dem Weine recht eigentlich plastisch vor die Seele gerückt. Die ganze Handlung, die wir in unmittelbaren Eindrücken aufnehmen, läßt in uns das Bild entstehen von dem, was Jesus „daran gewendet und gewagt hat“ (um mit Luther zu reden), daß er uns das Heil schaffe. Und wenn wir dann die kurzen hoheitsvollen Worte vernehmen, daß sein Tod das Opfer des neuen Bundes bezeichne, Worte, die keinen Zweifel verraten, sondern uns lapidarisch deuten, was geschehen ist, so taucht auch wie von selbst eine Ahnung in unsern Herzen davon auf, daß

sich in Christi Kreuzestod freilich eine göttliche, sittliche Notwendigkeit erfüllt, daß sich darin ein Geschehnis vollzogen hat, ohne das sich Gottes Gnade nicht über uns ergießen konnte. In der Handlung aber wird uns auch das Essen und Trinken des Brotes und Weines als des zum Opfer bestimmten Leibes und Blutes Christi erst ganz verständlich. Es zeigt uns, wie wir wirklich zugerüstet, „geheiligt“ werden durch den Herrn. Denn es ist unmittelbar klar, daß wir damit in die gläubige, innigste Lebensgemeinschaft mit ihm gerade da, wo er am direktesten mit Gott handelte, versetzt werden.

Man thut gut, die geistigen Erfahrungen, die das Essen und Trinken im Sakrament in einem gesammelten Gemüt erweckt, nicht zu zergliedern. „Das Unzulängliche, hier wirds Ereignis.“ Die Jahrhunderte hindurch zieht ein Strom von wundersamen Gedanken über die Objekte, den Sinn des Essens des „Leibes“ und des Trinkens des „Blutes“ Christi: tiefsinnige und ungeheuerliche, erhaben große und oft auch vorwitzige. Wir können nicht verkennen, daß sich darin die Macht, die die heilige Feier über die Gemüter zu jeder Zeit geübt hat, spiegelt, aber wir wollen uns auf keinerlei spezielle Deutung der Einzelheiten einlassen*). Das „sichtbare Wort“ will wirklich zuletzt nur in der Anschauung hingenommen werden. Das Abendmahl ist und bleibt ein Mysterium für die Seele, dann am gewissesten, wenn man nicht auf Naturwunder in ihm reflektirt, sondern kraft seiner das vor das innere Auge treten und ins Herz eingehen läßt, was auf Golgatha geschehen ist, und was schwerlich jemand mit ernstem Sinn anschauen kann, ohne mit dem Dank gegen den Herrn zugleich einen Geschmack des Friedens davon zu tragen, der höher ist als alle Vernunft.

F. Kattenbusch

Der Heliand

3

Ein groß Gewühl kam aus allen Gauen unter des Mächtigen Schutz. Der Nothelfer aber bestieg einen Nachen mit seinen Jüngern, zu schlafen erschöpft. Segel auf hißten wetterweise Mannen, ließen den Wind hinein mahnen über den Meerstrom, bis sie zur Mitte kamen. Da begann des Wetters Kraft, im Wirbelwinde stiegen die Wogen; Nacht schwang sich schwarz hinein, die See kam in Aufruhr; Wind und Wasser stritten; die Sorge wuchs:

. . . . Thô bigan thes wedares kraft,
ûst up stîgan, ûdhiun wahsan,
swang giswerk an gimang, the sêu wardh an hrôru,
wan wind endi watar, werôs sorgôdun:
thiu meri warth sô môdag, ni wânda therô mannô nigên
lengron lîbhes.

Nicht wähnte der Mannen einer länger zu leben. Sie weckten den Landeswart, baten um Gnade den Notretter Krist: „Sonst müssen wir qualvoll sterben im Sturm.“ Da schalt er ihren Glauben klein, groß ihre Furcht. Und er sprach zu dem Winde, zum Wasser zumal und mahnte die Meerwoge milder zu werden. Da stillten die Wasser sich, das Wetter ward wonnesam, heiter floß die Flut. Der Nachen schritt fürder, der hochgehörnte Kiel.

Weiter fuhr der waltende Fürst, vor Jericho hin. Da saßen am Wege zwei blinde Männer. Als diese hörten das Rauschen der Menge, frugen sie eifrig, wer der Vornehmste sei im Volke, der hehrste Häuptling. Gab Antwort ein Held: Jesus sei der Hehrste, der Heilande Bester. Da riefen sie um Hilfe. Die Recken wehrten ihnen, da schrieen sie lauter, baten den Helfer, Licht zu verleihen, daß sie der Leute Lust, die helle Sonne erschauen möchten, die wunderschöne Welt. Der Waltende heilte sie, da fuhren sie hin und folgten seiner Fährte.

Ein mächtiges Bild bedeutete das, da die blinden Männer am Wege saßen, Wehe duldend, des Lichtes ledig. Der Menschen Geschlechter waren gemeint, wie Gott sie wirkte im Anbeginn, zwei

---

Doch möchte ich wenigstens nebenher auf die gediegene, feine Schrift von Hermann Schultz „Zur Lehre vom heiligen Abendmahl“ (Gotha, F. A. Perthes, 1886. VII und 144 S. 3 Mk.) hinweisen; sie ist dogmatisch so erwogen wie wenige in der neueren Litteratur.

hgesellen sie selber erschuf. Aufwege gab ihnen zum Himmelrich der gütige Gott. Sie verführte der Feind in Frevelwerken, daß sie das ewig schöne Licht verließen. An leidige Stätte, nach Mittelgard wurden die Menschen verworfen, wo sie Drangsal im Düster duldeten und Arbeit, auf weiter Wanderung der Wonne darbten, des Gottesreichs vergaßen, den Gramgeistern dienten, des Feindes Kindern, die mit Feuer lohnten in der heißen Hölle. Da waren sie im Herzen blind, daß sie nicht erkannten den kräftigen Gott, dessen Wille sie wirkte. Da war die Welt verirrt, in Düster gedrängt, in des Todes Thäler. Jericho, die hehre Burg, die bei den Juden steht mit mächtigen Mauern, ist nach dem Mond genannt. Wie der Mond nicht läßt von seinen Zeiten: er wächst oder schwindet, so der Menschen Geschlechter; sie fahren dahin und folgen sich, die frühern sterben, nach jenen kommen junge wieder und wachsen heran, bis wieder sie rafft das waltende Wehgeschick. Da wollte ihnen senden der mächtige Herr den eignen Sohn, das Licht zu erschließen den Leutekindern, das ewige Leben. Denen wehrten die Sünden, da riefen sie lauter und erlangten Heilung. Nun kämpfen sie ihm nach, folgen seiner Fährte, verherrlichen sein Lob.

4

Nun waren in Jerusalem, wo der Juden, der Süderleute, höchster Gerichtshof, ihre Hauptstadt war, das große Gaumal des grimmen Volkes, viel mutstarre Männer, die Gottes kundbare Macht nicht erkennen wollten, seiner Kraft widerstanden in haßgrimmen Herzen. Die berieten im Rat, die Rotten der Juden, nicht möchten sies dulden mehr, daß der eine Mann so alles Volk gewinnen wollte. Sie dachten und beschlossen des Teuren Tod. Da rief Thomas, der Treue: Wir wollen weilen bei ihm, dulden mit dem Diensther rn, das ist des Degens Ruhm, daß er stehe seinem Fürsten fest zur Seite, standhaft mit ihm sterbe. Dann bleibt ihm bei Guten guter Nachruhm.

Da ging der waltende Krist auf einen Berg bei der Burg; der war breit und hoch, grün und schön, geheißen der Oelberg. Er sprach mit den Helden vom letzten Tage. Die Jünger traten näher und frugen ihn stille, wie lange noch stehe diese Welt in Wonne, wann die Wende käme, die grüne Aue zerginge. Antwortete Krist, das halte verhohlen der Herr im Himmel. Doch Zeichen kann ich erzählen von dem mächtigen Tage:

Das wird am Monde kund
Und so an der Sonne. Sie schwärzen sich beide,
Von Finsternis befangen. Es fallen die Sterne,
Die schimmernden Himmelslichter. Die Erde schüttert,
Die breite Welt erbebt. Viel bieten sich Zeichen:
Die große See ergrimmt. Der tiefe Golfstrom des Meeres
Wirkt mit seinen Wogen den Erdwohnenden Grausen.
Dann erstarren die Sterblichen vor Sturmeszwang,
Alles Volk vor Furcht. Da ist nirgends Friede:
Waffenkampf wird weit über diese Welt,
Heißgrimm erhoben. Die Herrschaft breitet
Volk über Volk. Die Fürsten befehden sich
In mächtiger Herrschaft. Die Menge erliegt
Im offnen Allkrieg . . .
Weit wütet Pest auch über diese Welt
So groß Menschensterben, als nie nach Mittgard
Seuche senkte. Da sieht man Sieche liegen,
Taumeln zum Tode, ihre Tage enden,
Mit ihrem Leben füllen. Dann fährt unleidlicher
Hunger, heißgrimm über die Heldenkinder
Die quälendste Kostgier. . . .
Dann kommt die Wende
Des Himmels und der Erde. Und mein heilig Wort
Steht fest und währt fort und erfüllt wird alles . . .
Nun möget ihr wachen! . . .
Muspilli kommt
In düstrer Nacht, wie ein Dieb gefahren,
Der sein Thun verbirgt. . . .

Sorgend erwachten die Jünger am Oelberg, wo in ihrem Herren, dem Gotteskinde, Geist und Leib stritten, daß sein Schweiß niedertroff, wie Tropfen Blutes aus Wunden wallen. Es gewahrten seine Gesellen einen brausenden Schwarm Grimmgesinnter in feindlicher Volksschar. Mit flammenden Fackeln stiegen sie zum Streit. Da ward der Herr verraten, da sein Gesinde nicht kämpfen durfte. Wäre es dein Wille nun, waltender Fürst, so riefen im Kummer die Gesellen Krists, so wäre uns nichts so gut, als standhaft im Streit für den Herrn zu sterben. Da wallte dem Petrus, dem dreisten Degen, wild auf der Mut; hart sprang er vor den Herrn. Blitzschnell schwang er das Beil von der Seite und schlug und traf den vordersten Feind mit voller Kraft, daß waffenblutig Backen und Ohr barst im Gebein. Zurück schreckte das Volk, des Beiles Biß fürchtend. Krist aber hieß die Waffe senken, die scharfe zur Seite, und gab sich gefangen.

Als er gefesselt im Vorhofe stand, frugen sie Petrus, ob er nicht auch zum Gefolge gehöre des gefangnen Frevlers. Furcht befiel ihn, die harte Gottesstärke wich aus seinem Herzen: der Degen verleugnete seinen Dienstherrn! Da hört er den Hahn krähn, wehmutsvoll über Achsel sah er den Herrn blicken, da sank ihm sein Haupt, gebrochen ging Petrus in Angst und Unruh. Kein Mensch sah jemals, sei er noch so alt, ein Wort so bereuen. — Und das geschah alles uns zu Frommen: Gott wollte Petrus den schnellen Schwertdegen zum Fürsten machen, zum Höchsten über sein Haus; da zeigt er dem Hartgemuten, wie leicht das Herz der Sünde sich öffne, der leidigen Meinthat; wie sehr die Menschen der Milde bedürftig.

Nun ward auf dem Grieße zum Galgen errichtet ein Baum auf dem Berg, den Gebornen Gottes am Kreuze zu quälen. Da weinten die Weiber, es klagten die Männer, als kaltes Eisen, nietscharfe Nägel geschlagen wurden mit harten Hämmern durch Hände und Füße, bittere Bänder. Krist litt am Wolfsholz Wunderqualen. Es verschleierte sich die Sonne, ihr schallendes Licht, ihr schönes, schien nicht mehr, Schatten umfing sie dumpf und düster: der Heiland sah auf, da wich der Nebel, der Schatten zerschwang sich, Sonnenlicht schien wieder, gleißend und glänzend. Auf rief Gottes Sohn zum himmlischen Vater: „In deine Hände befehle ich meinen Geist, in Gottes Willen.“ Er neigte sein Haupt, sein heilig Leben entfloh. Als der Landeswart starb, da bebte die Erde, die starren Berge schütterten, harte Steine barsten, die Kiesel kloben: des Königs Tod erkannte der Sprach- und Fühllose. An die Brust sich schlugen viel weinende Weiber, die sein Wunderweh im Herzen härmte.

Da war es geordnet den Erdenwohnern zu ewigem Frommen, erfüllt war nun alles.

Der nächste Tag war vergangen. Am Grabe saßen wartend die Wächter in wolkenloser Nacht, unterm Heerschild harrend, bis der herrliche Tag den Leuten leuchte. Da kam der Geist durch Gottes Kraft, der heilige Hauch in den hehren Leichnam. Das Licht ward erschlossen den Leutekindern, mancher Riegel gehoben am Höllenthor, gen Himmel gebahnt die alten Aufwege von dieser Welt. Wonnig auferstand das Friedenskind Gottes und fuhr den lichten Weg. Nicht gewahrten es die Wächter, die geschildete Schar, daß er von der Rast sich errichte.

Vorwärts schritt schon das klingende Sonnenlicht. Zu den klagenden Weibern im Sause kam herab des Allwaltenden Engel oben aus der Heitre im Federkleid gefahren, daß das Feld erklang, die Erde dröhnte, die dreisten Knechte schwachmütig wurden, der Juden Scharwächter hinfielen vor Furcht. Des Engels Augen blinkten und blendeten wie des Blitzes Licht; sein Gewand war vergleichbar winterkaltem Schnee. Der that ihnen kund, den wunderschönen Weibern, den Edelfrauen, daß auferstanden der ans Kreuz geschlagen zu Tode Gequälte, aus dem Grabe im Grunde. Sie sollten melden die Wonnebotschaft den trauernden Jüngern, den Gesellen des Herrn, dem Schwertdegen Petrus.

Da sammelten Petrus, der Kraftberühmte, und Johannes, der Gute, die Helden um sich. . . .

Krist hob die Hände und heiligte sie alle, die frommen Gefährten, mit weihenden Worten, dann wallt er empor, das hohe Himmelreich zu suchen. Zur Rechten Gottes sitzt er da, der waltende Krist, sieht alles, was die Welt beschließt. Frohlockend fuhren die Jünger heim mit freudigem Herzen. . . .

Bonus

Ein Ruf um Hilfe von den Küsten des Stillen Ozeans

2

Was wir bisher ausgeführt haben, gilt nicht nur für jene Welt von den heißen Dschangels der Straße von Malakka bis hinauf zum kalten Norden des Amur; es gilt wie für China auch für Japan. Unter dem Titel: „Ausbreitung der Zivilisation" brachte das Chicago Journal vor einiger Zeit einen Holzschnitt und darunter die Worte: „Europäische Sitten." Die Figuren stellten England, Frankreich, Deutschland und Rußland dar bis zu den Zähnen bewaffnet und jede der andern drohend. Darunter standen China und Japan, militärisch aufgeputzt und mit Schwert und Revolver einander angreifend, wobei Japan China zuruft: Vorwärts John, laß uns ihnen zeigen, daß wir ebenso fortgeschrittene Christen sind wie sie. Das Bitterste in diesem Hohne ist die Wahrheit, die drin liegt.

Wir enthalten uns, in die Pläne der Vorsehung uns mit unsern Plänen zu mischen und dem Siege der einen oder andern zuzujubeln. Uns erfüllt vielmehr Sorge im Blicke auf die Gefahr, darin das kräftig aufstrebende Land des Sonnenaufgangs steht, das vielleicht einmal in Siegen der Waffen, der Technik und Wissenschaft trunken sich hinwegtäuscht über den gewaltigen Rückgang, den es auf sittlich religiösem Gebiete macht. Europäisch zu sein, ist sein höchster Stolz; aber ohne Christentum in Staat, Familie und Herz ist sein Ruhm ebenso eitel wie jener der Triumphatoren der römischen Kaiserzeit und der Jubel seines Volkes ebenso armselig wie die Lust jenes Sklavenpöbels bei Brot und Spielen am Fuße des Kapitols. Unter all den Stimmen, die sich in Japan in den letzten Jahren im öffentlichen Leben gar so laut machten, hat nur die eine des Volkes Heil verstanden, die um die Hilfe des christlichen Europa rief. Die Stunde solcher Hilfe hat für Japan mehr wie je geschlagen; denn sobald es das Schwert des Blutes in die Scheide steckt, muß das Schwert des Geistes aus seiner Hülle fahren, damit Werke des Friedens die Nation nach Jahrzehnten nicht trauern lassen: Wehe mir, ich habe gesiegt! Doch wie ich, der ich das japanische Herz in seinem Soll und Haben etwas zu kennen glaube, es mir auch immer überlege: die Krone aller Friedenswerke, die beste, ja die einzige Antwort auf den nationalen Hilferuf ist das Evangelium des Gekreuzigten. Denn im Grunde bietet uns Japan ganz dasselbe sittlich religiöse Bild wie China: ein Ruinenfeld, darauf die Architekten von allerlei stilvollen Zukunftsreligionen ihre Vermessungen anstellen zur Legung von thönernen Fundamenten.

Einst wars in Japan Sitte, daß bei vielbegangnen Bergpässen Stationen, sogenannte Settai, errichtet wurden. Thee und Wasser wurden da zur Erfrischung, Feuer zur Erwärmung und Bänke zur Erholung angeboten. Nie brachte man den Wirt dazu, auch nur ein Trinkgeld dafür anzunehmen. Ein solches Settai liegt heute noch am südwestlichen Abhang des Hakonegebirges. Einstmals stieg — wohl sind es hundert Jahre her — ein Mann in voller Verzweiflung hier den Berg hinauf: sein Vermögen hatte er verloren; aber an dieser Stelle fand er einen, der ihm Hilfe bot. Aus Dankbarkeit errichtete er hier ein Settai und trug seinen Erben auf, die Schutzhütte in gutem Gange zu erhalten. So kam es, daß heute achtzig seiner Nachkommen die Pflicht der Erhaltung dieser Stätte obliegt. Durch das Los werden alle drei Jahre drei unter ihnen als Wirte der Hütte bestimmt. Sie müssen sich sofort dorthin begeben, was immer ihr Beruf und Geschäft sein mag, während die übrigen siebenundsiebzig insgesamt jährlich neun Dollars als Betrag für Thee und Feuer zahlen. Selbst von ihren Familien müssen jene drei sich trennen. Einer ist immer bei der Station, während die beiden andern als Tagelöhner in der Nähe Brot für alle drei zu verdienen trachten. Dies freiwillige Opfer, glauben sie, schafft einen Schatz von Verdiensten, der die Seligkeit im Jenseits begründet. Jenes Settai ist eines der letzten; denn rasch wie Altjapan stirbt auch dieser fromme Brauch ab. Seikyo suru (Befolgung der wahren Lehre) nennt sich die Arbeit jener Männer, die so Jahre ihres Lebens opfern zur Erquickung müder Wanderer. — Sie sterben aus,

und über sie triumphirt ein kluges Geschlecht, das ihre Hütt zerbricht und ihnen nachruft: „Ihr Thoren, nicht im Erbarmen nicht in der Liebe, nur in der schrankenlosen Selbstsucht lieg wahre Weisheit, und das Jenseits, gleichviel ob Nirwana Mantara oder Christenhimmel, ist der alten Väter längst ver blichne Illusion."

So hören wir mancherlei Stimmen, und darunter den a unser Christenherz sich flehentlich richtenden Ruf um Hilfe.

Ich sprach über das Thema heute, weil wir am Vor abend größerer Bewegungen in Japan und China stehen, di jedenfalls in Japan noch engern Anschluß an Europa zu Folge haben werden. Die gegenwärtige Erschütterung des chinesischen Reiches wird es europäischer Zivilisation, wenn auch noch jahrzehntelang nur in sehr bedingter Weise und nur in einzelnen Provinzen, zugänglicher machen und damit auch die Notwendigkeit erhöhter Anstrengung christlicher Mission noch klarer vor Augen stellen. Gebe Gott, daß es dann nicht zu spät ist. Ich kann mich der Befürchtung nicht erwehren, daß wir über kurz oder lang auf dem gesamten, von europäischer Kultur umfaßten Gebiet der Erde eine Chinesenfrage haben werden; denn ich sehe eine ernste Gefahr in dem etwaigen Erwachen Chinas, da es gar leicht eine Ueberflutung Europas und Amerikas durch die Chinesen zur Folge haben kann. Eine solche Ueberflutung aber wird in sittlich religiöser Beziehung um so weniger verhängnisvoll, je mehr das Chinesentum christianisirt ist.

Inzwischen hat Japans Diplomatie durch Abschluß des Handelsvertrags mit England, dem die Vertragsabschlüsse mit den übrigen europäischen Mächten notwendigerweise folgen müssen, in aller Stille einen großen Sieg erfochten. Sobald der japanisch-chinesische Krieg beendet ist, werden sich die Japaner mit Feuereifer auf das Studium vor allem der europäischen Hauptsprachen und im weitern überhaupt all unsrer Wissenschaften verlegen, um der von ihnen erwarteten drohenden Konkurrenz der Europäer in ihrem eignen Lande gewachsen zu sein. Schon jetzt während des Krieges sind nach erfolgtem Vertragsabschluß mit England die staatlichen und früher fast leerstehenden privaten Schulen überfüllt. Japan wird wieder auf allen Gebieten Europäer brauchen. Wir treten dem Volke viel näher als früher und greifen bestimmender in seine Geschicke ein. Der Kaufmann, der Gelehrte, der Schulmann, alle werden gerufen werden; aber den heiligsten Auftrag haben wir. Gott selbst hat ihn uns gegeben, und wer daran zweifelt, der öffne die Schrift des Herrn, damit er da die heiligen Buchstaben lese: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Spinner

Natürliche und soziale Religion

1

Vor einiger Zeit schrieb jemand in der Christlichen Welt, er hätte sich immer davor gefürchtet, daß die Sozialdemokratie einmal anfinge mit den Waffen der Bibel, mit einzelnen aus dem Zusammenhange herausgegriffnen, gegen den Reichtum gerichteten Stellen die heutige Zeit zu kritisiren. Ich meine, in diesen Zustand sind wir bereits eingetreten. In dem Wächterschen Sonntagsblatte wird beständig die Religion des Urchristentums gegen die Religion der heutigen Zeit ausgespielt. Vor mir liegt ein sozialdemokratisches Flugblatt, das zum Kampfe auffordert für die wahre Religion, die Religion der Menschenliebe, die in der Bibel gelehrt, aber heute mit Füßen getreten werde.

Es ist ganz unleugbar, daß die Religionsfeindschaft der Sozialdemokratie bedeutend nachgelassen hat. Wenn auch noch immer zuweilen zum Massenaustritt aus der Landeskirche aufgefordert wird, wenn auch noch immer gegen den Satz im sozialdemokratischen Programm „Religion ist Privatsache" angekämpft wird und Herr von Vollmar nachdrücklich darauf hinweisen muß, endlich mit diesem Satze Ernst zu machen, so ist die sozialdemokratische Bewegung der Religion gegenüber doch in ein bedeutend ruhigeres Fahrwasser gekommen. Die wilden Wogen

es Hasses gegen Gott und die Pfaffen haben sich einigermaßen gelegt. Die festen Ufer der Religion waren doch nicht so leicht wegzuschwemmen, wie viele sich dachten. Man ist allmählich daran gegangen, die Wurzeln der Religion zu untersuchen, und hat da entdeckt, daß die Religion doch nicht eine bloße Erfindung der Pfaffen ist, sondern ihre bestimmten Wurzeln im Gemüte hat. Bedeutungsvoll für die neuere Stellung der Sozialdemokratie zur Religion ist ein Buch von dem Redakteur der Rheinisch-Westfälischen Arbeiterzeitung Dr. Franz Lütgenau: Natürliche und soziale Religion.

Das Buch hat wissenschaftlichen Wert. Es baut sich auf der Grundlage der neuesten Studien über die Religionsgeschichte auf. Seine Lektüre setzt eigentlich geradezu eine Bekanntschaft mit den Forschungen über die Entstehung der Religion und deren früheste Entwicklung voraus. Der Hauptgewährsmann für den Verfasser ist der bekannte Oxforder Gelehrte Max Müller. Der Verfasser leitet die ursprüngliche religiöse Vorstellung des Menschen aus drei Quellen her, die nach einander den menschlichen Geist bereichert haben, aus physikalischen, anthropologischen und psychologischen Momenten. Mit den erstern hat es folgende Bewandtnis. Der Mensch sah über sich den Himmel, die Sonne, den Mond, die Sterne; er nahm Blitz und Donner wahr. All diese Erscheinungen konnte er nicht erklären, sie waren für ihn unbegreiflich, er dichtete ihnen göttliche Eigenschaften an. Zweitens: dem Menschen drängte sich allmählich die Unterscheidung zwischen Körper und Seele auf. Die Seele war ihm ein Hauch, der mit dem Tode den Körper verließ, der aber nicht verschwunden sein konnte, denn unsichtbar war er schon im Leben. Der Mensch kam dazu, die Seele für unsterblich zu halten und die verstorbnen Ahnen geradezu als göttlich zu verehren. In dieser zweiten Periode schritt die Menschheit zugleich zum Ackerbau fort. Der Mensch vergegenständlichte sich den Segen des Ackerbaus, ihm war die Kunst des Ackerbaus der Ausfluß der Verehrung einer Gottheit. So entstanden die Gottheiten wie Demeter, Bacchus u. a. Daß die Gottheiten dieser Periode zum großen Teil weiblichen Charakter erhalten haben, soll die Folge des damals existirenden Mutterrechts gewesen sein, des Zustandes der menschlichen Gesellschaft, in dem die Mutter als die Gebärerin und Erzieherin der Kinder die Hauptrolle in der Familie gespielt hat. In der dritten Periode übertrug der Mensch die Eigenschaften seiner Seele auf die Gottheit. Die Gottheiten streiften ihren Naturcharakter etwas ab und wurden vergeistigt. Die schönen Künste wurden objektivirt und zu Gottheiten erhoben wie die Musen in Griechenland, oder ihre Erfindung und Pflege wurde bereits vorhandnen Göttern übertragen. Zuweilen wurden geistige Eigenschaften einfach zu göttlichen Begriffen verdichtet, ohne daß diese einen breiten mythologischen Hintergrund bekamen. So hatten die Römer eine Menge solcher psychologischen Gottheiten, wie die Pietas, Fides, Spes, Pudicitia.

Es liegt mir fern, diese Vermutungen über die Entstehung der Religion zu kritisiren. Aus der heiligen Schrift wissen wir nichts darüber, und auch die sonstigen Anhaltspunkte für die Kenntnis dieser Entwicklung sind dürftig. Ueber unbestimmte Vermutungen kommen wir vorläufig nicht hinaus. Wir unterscheiden uns hauptsächlich darin von Dr. Lütgenau, daß wir die religiöse Entwicklung uns teleologisch vorstellen, d. h. unter dem Einfluß des göttlichen Willens; die Offenbarungsmomente Gottes bei den Heiden zielen auf die volle Offenbarung Gottes in Christo hin und bereiten sie vor.

Origineller wird das Lütgenausche Buch, wo es auf die Entstehung und Entwicklung der sozialen Religion zu sprechen kommt. Die menschliche Gesellschaft bildete sich immer mehr aus. Handel und Wandel kam auf, das Privateigentum entstand, das Vaterrecht und die Einzelehe wurden herrschend. Von diesem Fortschritt wurden auch die Göttergestalten beeinflußt. Zeus bekam das Prädikat Xenios als Gott der Fremden, der Händler, ferner Ktesios als Gott der Ehe und der Familie; als Agoraios schirmt er die Redlichkeit im Verkehr. Er ist der Gott des Eides Horkios als des stärksten Rechtsmittels, auch der Gott der Armen, siehe z. B. Odyssee 6, 207. Die Schiffer machten den Poseidon zu ihrem Schutzgott. Mit der Arbeitsteilung bei den Menschen und dem Zerfallen in verschiedne Klassen traten sich auch die Götter mehr gegenüber. Auch einige neue Gottheiten kamen noch auf, wie bei den Römern die Gottheiten der Grenzen, die Termini. Lütgenau betont, daß auch die gesellschaftlichen Mächte, die Warenproduktion und die Warenverteilung im Großen, etwas Unbegreifliches an sich haben wie die Naturmächte, daß der Einzelne nicht Herr ist über die gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse und das ganze Volk ebenfalls nicht, und daß darum diese gesellschaftlichen Mächte sich zu göttlichen Kräften eigneten.

Immer mehr übten die wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Menschen Einfluß. Nach der materialistischen Geschichtsauffassung sind sie von geradezu entscheidender Bedeutung für das ganze Leben und die Kultur des Menschen. Von ihnen ist alles abhängig, das politische Leben, auch die rein geistigen Kräfte im Menschen. Die Kunst dient im wesentlichen ökonomischen Interessen, sie ist ein Anhängsel des Handwerks. Die Wissenschaft gleichfalls. Die Naturwissenschaft ist die Erklärerin der Vorgänge in der Natur, die die ökonomischen Verhältnisse erzeugen. Selbst die Philosophie dient lediglich dazu, die Entwicklung der Welt unter dem ökonomischen Gesichtspunkte, wenn auch im ideologischen Gewande, zu begreifen. Die materialistische Geschichtsauffassung denkt sich die Naturkräfte gleichsam von selbst wirkend, diese verändern allmählich in fortschreitender Richtung die Verhältnisse der Menschen. Der Mensch verhält sich lediglich als Zuschauer. Zwei Hauptereignisse sind es, die nach Friedrich Engels die ganze Weltgeschichte auf Grund der materialistischen Auffassung bestimmt haben. Das Erste ist die Erfindung des Feuers, die Verwandlung der mechanischen Bewegung in Wärme, und das Zweite ist die Entdeckung der Dampfkraft, die Rückverwandlung der Wärme in mechanische Bewegung.

Auch die Religion wird mit den stärker werdenden ökonomischen Interessen wesentlich soziale Religion. Die Religion bei den Römern stand ganz im Dienste der Politik. Auch das Christentum ist aus wirtschaftlichen Beweggründen hervorgegangen. Die treibende Kraft dabei war die Organisation der untern Stände, der Sklaven und kleinen Leute und ihre Befreiung von dem Druck der Oberen. Mit Konstantin änderte freilich das Christentum vollständig seine Richtung. Hatten die frühern Kirchenlehrer das Privateigentum scharf verurteilt, so wurde nun das Christentum die Staatsreligion zur Beschützung der bestehenden Einrichtungen. Auch im Mittelalter war das Christentum hauptsächlich ökonomische Macht. Die Kirche war die größte Grundbesitzerin, sie hatte die Pflege der Kranken und Armen, sie stellte Kräfte und Mittel für die Erziehung. Die Kirche organisirte selbst Kriege. Aber Deutschland zerfiel allmählich politisch. Die Fürsten wurden selbständig. Die ökonomischen Verhältnisse hatten sich geändert. Deutschland war in den Weltverkehr hineingezogen. Die feudalen Einrichtungen waren im Niedergange begriffen. Das Bürgertum brauchte zur Entwicklung seiner industriellen Produktion eine Wissenschaft, die unabhängig von der Kirche die Eigenschaften der Naturkörper und die Bethätigungsweisen der Naturkräfte untersuchte. Da riß sich Deutschland vom Papsttum los, weil es sich von ihm nicht länger auswuchern lassen wollte, sondern bei dem verstärkten Wert des Geldes seine Mittel selbst brauchte. Die Fürsten raubten Kirchengut, das in der toten Hand keinen Wert hatte, und umgaben sich selbst mit dem Nimbus des Fürstentums von Gottes Gnaden, ließen sich schmeicheln, daß man ihnen knechtisch gehorchen müsse, wenn sie nur die reine Lehre schützten.

Etwas anders entwickelte sich der Kalvinismus. Nach der Formulirung von Friedrich Engels war das Dogma von der Gnadenwahl der religiöse Ausdruck für die Thatsache, daß in der Handelswelt der Konkurrenz Erfolg oder Bankrott nicht abhängt von der Thätigkeit oder dem Geschick des Einzelnen, sondern von Umständen, die von ihm unabhängig sind. So liegt es nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern am Erbarmen überlegner, aber unbekannter ökonomischer Mächte. Und dies war ganz besonders wahr zu einer Zeit ökonomischer Umwälzung, wo alle alten Handelswege und Handelszentren durch neue verdrängt, wo Amerika und Indien der Welt eröffnet wurden, und

wo selbst die altehrwürdigen ökonomischen Glaubensartikel — die Werte des Goldes und Silbers — ins Wanken und Krachen gerieten. Der Kalvinismus wurde die Religion der fortgeschrittensten Völker.

So ist die Religion allezeit eng mit den wirtschaftlichen Verhältnissen verbunden. Ja sie ist gewissermaßen die Objektivirung ihres Fazits ins Transzendente, sie ist der Wiederschein der vergegenständlichten Gedanken, die die unberechenbaren Verhältnisse in dem fühlenden, wollenden und denkenden Menschen hervorrufen. So sagt Friedrich Engels:

> Die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse sind für jeden einzelnen Menschen von so viel Zufällen abhängig, daß diese unberechenbare Zukunft ein Abhängigkeitsgefühl in ihm erweckt, und da ihm die wirtschaftlichen Ursachen dieser steten Abhängigkeit und Unsicherheit unklar sind, verlegt er die Ursachen dieser Abhängigkeit in eine außerweltliche Macht — das religiöse Abhängigkeitsgefühl ist nur eben die eine Wiederspiegelung jenes durch noch unerkannte wirtschaftliche Verhältnisse geweckten Abhängigkeitsgefühls.

Von diesem Standpunkte aus ist ein Kampf gegen die Religion vollständig überflüssig und thöricht. Die Angriffe richten sich gegen eine falsche Zielscheibe. So lange die die Religion erzeugenden Zustände bestehen, wird sich die Religion auch behaupten. Der Kampf ist gegen die wirtschaftlichen Verhältnisse zu führen. Ist eine Wirtschaftsordnung geschaffen, wo der Einzelne nicht mehr von unberechenbaren und unerkennbaren Verwicklungen sich abhängig fühlt, sondern im geregelten Zusammenarbeiten aller jeder Einzelne seine Lebensgestaltung selbst überschauen und regeln kann, so hört damit alles Abhängigkeitsgefühl und damit auch die Verletzung solchen Abhängigkeitsgefühls auf — die Religion stirbt von selbst ab, weil ihr die Wurzeln abgeschnitten sind.

2

Dies der ungefähre Gedankengang des Lütgenauschen Buches, das die Anschauungen des größten Teils der führenden Sozialdemokratie wiedergiebt. Auf eine Widerlegung im einzelnen brauche ich mich nicht einzulassen. Einem jeden drängen sich die schiefen Behauptungen und starken Einseitigkeiten von selbst auf. Lütgenau wendet sich wiederholt gegen die Seichtheit des intellektuellen Materialismus, der das Denken aus mechanischen Vorgängen erklären will, aber er steht noch vollständig unter dem Druck der Anschauung, daß allein die wirtschaftlichen Verhältnisse für den Menschen bestimmend sind. Aber auch wir Gegner können aus dem Buche etwas lernen. Die bisherige Ethik war viel zu sehr individualistisch, sie betrachtete den Menschen ganz für sich unabhängig von seiner Umgebung und meinte, jeder sei fest wie ein Fels im Meer gegen die brandenden Wogen der Verhältnisse. Wie jedes Zeitalter zu neun Zehnteln auf den Schultern der Vergangenheit steht, so ist auch jeder einzelne Mensch zu neun Zehnteln ein Produkt des Bodens, auf dem er gewachsen ist, eine Kopie seiner Umgebung. Nur hervorragende Menschen machen davon eine Ausnahme; je weiter wir nach unten kommen, um so weniger giebt es solche. Schon Schiller hat einen tiefen Blick in den Einfluß der sozialen Verhältnisse gethan, wenn er sagt:

> Es ist nicht immer möglich
> Im Leben sich so kinderrein zu halten,
> Wie es die Stimme lehrt im Innersten.
> In steter Notwehr gegen arge List
> Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr:
> Das eben ist der Fluch der bösen That,
> Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Nicht nur die Unzucht und Trunksucht erben sich fort und wirken ansteckend mit ihrem Gift auf die menschliche Gesellschaft — wie viel besser ist ein Kind dran, dem für seine Erziehung alle Hilfsmittel der Bildung und geordneter Verhältnisse zu Gebote stehen, als ein andres, das den ganzen Tag über Vater und Mutter nicht sieht und bei fremden Leuten sich bald hierhin, bald dorthin stoßen lassen muß. Der Einfluß des Berufes und des Standes auf den Menschen ist so groß, daß man geradezu von Klassenethik sprechen kann, daß die öffentliche Meinung den Einzelnen geradezu schätzt nach dem ethischen Niveau seines Standes. Jeder Stand hat seine bestimmten Tugenden und seine Schäden. Je mehr ein Stand sich abschließt von andern

und die Einzelnen sich als Mitglieder eines Standes fühle
um so ausgeprägter sind die Standeseigenschaften. Dies zeig
sich überall, bei Beamten, bei Geistlichen, bei Lehrern, Kau
leuten, Soldaten, Arbeitern u. s. w. Sind bei den unter
Ständen die Vergehen gegen das Eigentum größer als bei de
obern, so leiden die obern an andern Erbsünden. Wenn soga
die Höhe der Getreidepreise auf die Zahl der Verbrechen eine
Einfluß ausübt, so sehen wir, wie weit die ökonomischen Ve
hältnisse die sittliche Haltung des Menschen beeinflussen.

Aus dieser Abhängigkeit des Menschen von den soziale
Verhältnissen leiten wir Christen das Recht und die Pflicht z
sozialer Hilfsarbeit ab. Wir müssen die Welt zum Reich Gotte
ausbauen, wir müssen den Sauerteig des Evangeliums unte
das Mehl der wirtschaftlichen Verhältnisse mischen, müssen da
hin streben, daß die Verhältnisse den Menschen in seiner En
wicklung fördern und nicht schaden, daß die Gesamtheit de
christlichen Persönlichkeiten zur Ueberlegenheit über die natü
lichen Zusammenhänge der Welt sich erhebt. Das ist es, wa
wir von der materialistischen Geschichtsauffassung der Sozial
demokratie lernen wollen. Von der Uebertreibung, mit der si
dies Dogma zum Stein der Weisen macht, wird sie schließlic
selbst zurückkommen. Kötzschke

Eine neue biblische Entdeckung

3

Auch in den so viel und so gründlich untersuchten Be
richten über die Einsetzung des heiligen Abendmahls, die nament
lich in den letzten Zeiten die theologischen Forscher beschäftig
haben, ist ein bisher völlig verkanntes Zeugnis von der einzig
artigen Wichtigkeit unsrer Handschrift enthalten.

Lukas 22, 16 haben alle übrigen Zeugen: ich werde e
nicht mehr essen, bis daß es *erfüllt werde* im Reiche Gottes
einzig und allein unser Kodex Bezä: „bis es neu *gegessen* werd
im Reiche Gottes."

Das ist dem andern Wort: bis ich es neu *trinken* werd
(Matthäus 26, 29; Markus 14, 25) merkwürdig parallel un
wurde trotzdem oder vielmehr eben deswegen gar nicht weite
beachtet. Nun läßt sich aber einem Kenner des Hebräischen leic
zeigen, daß diese Verschiedenheit auf die beiden *hebräischen* Wort
essen und *vollenden* (akal und kala) zurückgeht, die sich in
Hebräischen durch einen einzigen Buchstaben unterscheiden un
faktisch an mehreren Stellen des Alten Testaments mit einande
verwechselt werden; durch einen ganz merkwürdigen Zufall soga
an einer, wo ebenfalls vom Passa die Rede ist. Im zweite
Buch der Chronik 30, 22, wo Luther mit dem hebräischen Tex
übersetzt: „und sie *aßen* das Fest über, sieben Tage" hat di
alte griechische Uebersetzung des Alten Testaments, die soge
nannte Septuaginta: „und sie *vollendeten* das Fest in siebe
Tagen." Kann man noch zweifeln, daß uns dieser so lang
verkannte Kodex eine eigne, *direkt auf das hebräische Ur
evangelium zurückgehende Form des Lukasevange
liums erhalten hat*? Wie Lukas daran ging, den zweite
Teil seiner Schrift, die Apostelgeschichte, für Theophilus aus
zuarbeiten, scheint er den ersten, das Evangelium, noch einma
revidirt zu haben: so dürften sich die hier mitgeteilten Beobach
tungen, über die weitere Forschung nun erst beginnen mus
am einfachsten erklären. Aber schon jetzt dürfte klar sein, wi
wichtig es ist, in der griechischen Uebersetzungslitteratur de
Alten Testaments besser zu Hause zu sein, als das bei de
Mehrzahl der Theologen heute der Fall zu sein pflegt. Eine
der besten Hebräer unsrer Tage, der verstorbne Heidelberge
Professor Hitzig, pflegte seine alttestamentlichen Uebungen m
der Anrede an seine Studenten zu beginnen: „Meine Herren
Haben Sie eine Septuaginta? Wenn nicht, so verkaufen Si
was Sie haben, und kaufen eine Septuaginta." Und der scho
genannte fromme Schriftforscher Albrecht Bengel, dessen noc
heute unübertroffner Gnomon (d. h. „Weiser, Zeiger") zu
Neuen Testament wesentlich auch auf seiner genauen Berüc
sichtigung der griechischen Uebersetzung des Alten Testament
beruht, pflegte in dem Seminar, an dem er wirkte, diese s
gar zu den Morgen- und Abendandachten mitzubringen, un

rend ein alttestamentlicher Text aus der deutschen Bibel gelesen wurde, ihn griechisch nachzulesen: ein Vorgang, der igens nicht nach jeder Hinsicht empfehlenswert ist. Eher fte dies von dem folgenden gelten. Der Schreiber dieser len besitzt eine Ausgabe der Septuaginta, auf deren Vorsetzblatt t: **Preis aus der Religionslehre in der dritten Klasse** Gymnasiums zu **Kempten** im Studienjahre 1831/2 für ter **Johann Schegg** aus Kaufbeuren im Ober-Donaukreise. nn ich recht weiß, ist der Empfänger der spätere angesehene ofessor der katholischen Theologie in München, während ein res meiner Exemplare ein späterer Professor der evan- ischen Theologie in Tübingen als fünfzehnjähriger Schüler auft hat. Wo sind heutigen Tags die evangelischen oder holischen Gymnasien, die ihren Schülern eine Septuaginta Preis in der Religionslehre schenken, oder die andern, wo fzehnjährige Schüler sich selbst eine anschaffen? Das oben geführte Beispiel, daß man 1700 Jahre lang das die frommen lksgenossen der Pharisäer bezeichnende Wort im Munde Jesu n den Heiden verstanden hat, ist für sich allein genügend, zu gen, wie wichtig es ist, das biblische Griechisch zu studiren. ch in diesem Sinne will die Sprache Kanaans richtig ver- nden sein.*)

E Nestle

Anmerkung: Sp. 332, Z. 2 v. u. ist der Satz: „und was nun" Sp. 333, Z. 3 zu streichen.

---

u dem Artikel „Eine neue biblische Entdeckung"

Es ist nicht meine Absicht, zu dem interessanten Aufsatz Nr. 13, 14 und 15 seinem Gesamtinhalte nach Stellung zu hmen. Nur auf die These, daß für beide **in Frage ehenden Lukasschriften, bezw. Teile von ihnen mit ilfe des Kodex Bezä ein hebräischer Urtext sich nach- eisen lasse**, möchte ich mit einigen Worten eingehen. Wären e Sätze des verehrten Herrn Verfassers richtig, so wären sie lerdings für die neutestamentliche Wissenschaft bedeutsam genug.

1

In Nr. 13, Sp. 307 meint Professor Nestle, es lasse sich ür die ersten **Kapitel der Apostelgeschichte** eine schriftliche nd zwar eine hebräische Quelle „mit völliger Sicherheit" be- eisen.

Den **Beweis** liefert die Verschiedenheit der Lesarten in postelgeschichte 3, 14. Wenn unser gewöhnlicher Text (d. h. ach Blaß und dem Verfasser der Text der Reinschrift) dort in „ihr habt den Heiligen und Gerechten **verleugnet**," der odex Bezä (d. h. der Text des ersten Entwurfs) ein „ihr abt ... **beschwert**" biete, so erkläre sich das nur, aber auch ehr leicht „beim Rückgang auf das Hebräische": hier seien die Wörter für verleugnen und beschweren zum Verwechseln ähnlich.

Der Schluß sieht sehr zwingend aus, ist es aber nicht.

Wenn der Autor der Apostelgeschichte selbst **hebräisch** geschrieben hätte, so hätte er bei der Herstellung der Reinschrift gewiß leicht bemerken können, daß ihm bei der ersten Nieder- schrift ein Schreibfehler untergelaufen sei. Allein er schrieb ja griechisch, beides Kladde wie Reinschrift, und dann stellt sich die Sache anders. Dann konnte er freilich zweifellos bei der Uebersetzung seiner Quelle ebenfalls einen Buchstaben verwechseln oder eine bereits geschehene Verwechslung unbemerkt lassen, also statt „verleugnen" „beschweren" übertragen. Dagegen ist es sehr schwer vorzustellen, wie er nun hernach in der Reinschrift auf die Uebersetzung „verleugnen" verfallen sein sollte. Wir müßten schon die Annahme machen, daß er abermals die he- bräische Quelle verglichen habe, diese Annahme aber ist für einen antiken Geschichtschreiber, der nicht wie ein moderner Gelehrter arbeitete, mehr als künstlich. Oder sollte dem Autor der Aus- druck „beschweren" bei seiner spätern Arbeit unangemessen er- schienen sein und ihn zu neuer Prüfung veranlaßt haben? Dann begreifen wir nicht, daß er ihn bei der ersten Arbeit skrupellos verwendete. Ganz dasselbe gilt hinsichtlich des zweiten Beispiels (Apostelgeschichte 2, 47).

Die scharfsinnige Vermutung Nestles ist daher bei genauer Vorstellung der Sache nicht haltbar, eine hebräische Quelle durchaus nicht bewiesen. „Wenn Schüler von einander ab- schreiben oder eine fremde Quelle benützen, merkt man das am besten an Fehlern." Aber um einen **Uebersetzungsfehler** nach- zuweisen, müßten wir **zwei verschiedne** Uebersetzer der gleichen Quelle vor uns haben. Ob die Hypothese von Professor Nestle uns wenigstens den Ursprung der „seltsamen" Lesart „beschwert" aufdeckt — es könnte dann wohl nur daran gedacht werden, daß eine syrische Uebersetzung der Apostelgeschichte den Kodex Bezä beeinflußt hätte — das will ich hier nicht untersuchen.

2*)

Die Ausführungen, die der hebräischen Vorlage der andern Lukasschrift, des **Evangeliums** gelten (vergl. Nr. 14 und 15), werden durch das Vorstehende nicht getroffen. Nur das zuletzt be- rührte Beispiel aus Luk. 22, 16 erweckt wieder schon darum Be- denken, weil es sich abermals um eine nicht recht vorstellbare Selbstkorrektur des Autors handeln würde. In dem andern Falle dagegen, den Professor Nestle in den Vordergrund stellt, hätten wir ja wirklich die zwei Uebersetzer derselben Quelle, von denen eben die Rede war: Matthäus und der Lukas des Kodex Bezä geben das hebräische chaberim verschieden wieder (jener: „die Heidnischen," dieser: „die Uebrigen"). Hier fragt sich also nur: ist das Beispiel selbst beweisend? Giebt die Annahme eines hebräischen Urwortes die beste Erklärung für die Ver- schiedenheit der beiden verglichenen Texte?

Ich muß leider auch hier des Verfassers Auffassung un- haltbar nennen. Meine Gründe stelle ich kurz zusammen.

1. Die aus der griechischen Uebersetzung des Alten Testa- ments beigebrachten Stellen beweisen nicht, was sie beweisen sollen. Ich frage nicht weiter, ob die Uebersetzung von chaber Dan. 7, 20 mit „übrig" und ebenso Hiob 40, 30 mit „Volk" nicht sehr vereinzelt ist und sehr zufällige Gründe hat, Gründe, die ein abermaliges Auftauchen der gleichen Uebersetzungsdifferenz zu einer Merkwürdigkeit machen würden. Ich betone nur Fol- gendes. Da das **eine** griechische Wort (τα) εϑνη im jüdischen wie christlichen Griechisch nicht bloß (farblos) „die Völker", sondern auch und meistens „die Heiden" (= Völker) bezeichnet, so thut ein Uebersetzer offenbar etwas sehr Verschiednes, je nach- dem er chaberim mit εϑνη in jener oder in dieser Bedeutung wiedergiebt. Konnte er für chaber „Volk," „Genossenschaft" allenfalls einsetzen, so doch noch nicht „Heiden" und erst recht nicht „die Heidnischen." Bis auf weiteres erkläre ich es ge- radezu für unmöglich, den Ausdruck Matth. 6, 7 „die Heid- nischen" als Uebersetzung, selbst als schlechte Uebersetzung von chaberim zu nehmen.

2. Alle Indizien weisen darauf hin, daß der Kodex Bezä an dieser Stelle im Vergleich mit den andern Handschriften (wie auch sonst oft) nicht den bessern, sondern den schlechtern Text enthält. Denn a) es ist schwer zu verstehen, daß die letztern den Zusatz, den er bietet, fortgelassen hätten, wenn er ihnen vor- lag, aufs leichteste dagegen, daß er die Worte, die ja fast wörtlich mit Matth. 6, 7 stimmen, aus dieser Stelle ergänzte. Die — übrigens wohl höchst unwahrscheinliche — Vermutung, Lukas habe sein Evangelium nochmals revidirt bei Abfassung seines zweiten Werkes, kann hier jedenfalls als Erklärung nicht zugelassen werden, da sie ja ihrerseits allein durch die Hypothesen Nestles in Betreff der einzelnen Stellen begründet ist. b) Der Text des Kodex Bezä wird Luk. 11 schon dadurch stark verdächtig, daß er nicht fünf, sondern wie Matthäus sieben Bitten enthält, überdies auch sonst dem Vaterunsertexte des Matthäus sehr verwandt ist.

---

*) Es sei hier der Titel des öfters erwähnten Werkes von Blaß nachgetragen: Acta apostolorum sive Lucae ad Theophilum liber II. Editio philologica, apparatu critico, commentario perpetuo, indice verborum illustrata auctore F. Blass. Göttingen, Vandenhoeck und Rupprecht, 1894. X, 3345 S. 12 Mk.

*) Nach Erscheinen des ersten Artikels (Nr. 13) sandte ich der Re- daktion die Bemerkungen sub 1. Die Redaktion schickte mir darauf für den Fall, daß ich meine Erwiderung zu ergänzen wünsche, einen bereits den Schluß des Nestleschen Aufsatzes enthaltenden Abzug der Fortsetzung. So erklärt es sich, daß mein Artikel gleichzeitig mit diesem Schluß er- scheint und ihn bereits berücksichtigt.

c) Die fragliche Stelle vom Plappern stimmt beim Matthäus zu ihrer Umgebung. In Luk. 11 aber ist ja weder von einem Gegensatze gegen die Pharisäer noch von sonstiger Polemik etwas zu lesen. Die Jünger wollen eine Gebetsformel von ihrem Meister, wie sie Johannes seinen Jüngern gegeben hat. Jesus erfüllt ihre Bitte. In solchem Zusammenhange wirkt das polemische Wort Matth. 6, 7 nur störend.

3. Für die Lesart „die Uebrigen“ giebt es doch, auch wenn wir vom Hebräischen absehen, eine sehr naheliegende Erklärung. Paulus schreibt 1. Thess. 4, 13: „damit ihr nicht trauert wie die Uebrigen, die keine Hoffnung haben.“ Im gleichen Briefe 5, 6: „lasset uns nicht schlafen wie die Uebrigen.“ Eph. 3, 2 heißt es: „von Natur Kinder des Zornes wie auch die Uebrigen.“ Die „Uebrigen“ oder besser die „Andern“ sind die Heiden. Hier zeigt sich doch wohl ein fester Sprachgebrauch. Wir brauchen also nur anzunehmen, daß dem Schreiber des Kodex Bezä solche Stellen geläufig waren (oder doch der Sprachgebrauch selbst), um die Ersetzung des im Neuen Testament überhaupt seltenen und außer bei Matthäus nur noch einmal vorkommenden Ausdrucks „die Heidnischen“ leicht begreiflich zu finden.

4. erweckt die Auslegung der verschiednen Stellen bei Professor Nestle die stärksten Bedenken. Warum soll Jesus denn nicht von heidnischer Gebetspraxis reden, wenn er doch bald darauf vom Sorgen der Heiden spricht, Matth. 6, 32? War etwa — wir setzen dabei voraus, daß der Spruch sich gegen die Pharisäer wenden soll — der Hinweis auf das heidnische Beten für Pharisäer nicht empfindlich? Ferner Matth. 5, 47 sollen ebenfalls die Pharisäer als die sich Abschließenden ursprünglich gemeint sein, nicht die Heiden. Aber um Exklusivität handelt es sich hier gar nicht. Das zeigt der ganz parallele Vers 46: „Wenn ihr liebet, die euch lieben, was habt ihr für einen Lohn? Thun nicht die Zöllner auch dasselbe?“ Welche Parallele ist hier besser: Heiden und Zöllner oder Pharisäer und Zöllner? Dasselbe gilt von Matth. 18, 17: „der sündigende Bruder sei dir wie der »Genosse« (Pharisäer) und Zöllner“ ist doch wahrlich keine Verbesserung des vorliegenden Textes.

Doch ich verweile hierbei nicht länger, ich füge nur noch ein Wort in Bezug auf die Stelle Luk. 22, 16 dem oben bereits Gesagten hinzu. Die Differenz der beiden Lukastexte wird hier doch gewiß nicht genügend gewürdigt, wenn das „erfüllet“ einem bloßen „gegessen“ gegenübergestellt wird. Wie erklärt sich denn das „neu“ (gegessen) bei des Verfassers Hypothese? Stammt das auch aus dem Hebräischen? Nein, sichtlich aus dem Paralleltexte vom „neu trinken,“ den er selbst zitirt.

Auf andre Fragen, die der Artikel anregt, gehe ich, wie gesagt, nicht ein.

Die Mahnung des um die Textkritik sehr verdienten Herrn Verfassers, diesen Zweig der biblischen Wissenschaft zu achten und den Kodex Bezä nicht zu übersehen, unterschreibe ich gern. Ich glaube aber bemerken zu müssen, daß die Textkritik sehr leicht zu Irrtümern führen kann, wenn sie nicht in stetem Bunde ist mit einer sorgfältigen Exegese und Sachkritik.*)

W Wrede

Verschiedenes

(Zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum) Am 13. April dieses Jahres begeht Dr. Wilhelm Tangermann zu Köln am Rhein den fünfzigsten Jahrestag seiner Priesterweihe. Im verwichnen Jahre haben aus Anlaß seines neunundsiebzigsten Geburtstages die Deutsch-Evangelischen Blätter ihm eine besondre Begrüßung gewidmet, die mehrfach in andern Zeitschriften nachgeklungen hat; am 6. Juli dieses Jahres wird er, so Gott will, den achtzigsten erleben.

Tangermann hatte sich in jüngern Jahren dem Maschinenfache gewidmet. Doch das war nicht sein Element, und so verließ er im dreiundzwanzigsten Lebensjahre das Etablissement, in dem er thätig war, um noch sein Abiturientenexamen zu machen und Theologie zu studiren. Poetisch angelegt, für Dichtung und Kunst schwärmend, ein mildgesinnter Geistlicher, unanstößig in seinem Wandel, ist er römisch-katholischer Priester gewesen bis zum Jahre der Unfehlbarkeit. Aber die Ueberzeugung oder die Unterwerfung ohne Ueberzeugung von dem „unfehlbaren Lehramte“ des Pontifex vermochte er sich nicht zu eigen zu machen. Damals war er Pfarrer in dem paradiesisch gelegnen Rheinstädtchen Unkel. Noch im Weihnachtsmonat 1870, während unsre Truppen vor Paris lagen, ging Erzbischof Melchers zum Angriff gegen ihn vor, und die Koblenzer Regierung wußte nur geschehen zu lassen und das Gehalt einzubehalten: im März 1871 mußte Tangermann Haus und Pfarramt verlassen, der erste praktische Geistliche, der Märtyrer des neuen Dogmas wurde. Herr von Mühler wies seine Beschwerde ab; ein an den folgenden Minister Falk gerichtetes Schreiben blieb ohne Antwort. Die ganze ebenso lehr- und folgenreiche wie betrübende Geschichte ist aktenmäßig aufbewahrt in dem klassischen Werke des Professors von Schulte: „Der Altkatholizismus.“

Hernach ist Tangermann Jahre hindurch altkatholischer Pfarrer in Köln gewesen, litterarisch und dichterisch mannigfach thätig, geistig und körperlich ein zartorganisirter Mann, beharrend bei der katholischen Auffassung vom Priestertum als eingesetzt, das Opfer darzubringen, beharrend bei der Voraussetzung von der Virginität des Priesters, aber beharrend auch bei seinem durch Entbehrung und Herzeleid bewährten Protest gegen die Unfehlbarkeit des Stuhles zu Rom. Auch von dem im hohen Alter Emeritirten sind immer noch und auch im abgelaufnen Jahre kleine Schriftchen ausgegangen, so zuletzt noch (im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig) eine zierliche Weihnachtsgabe: Leben, Licht und Liebe. In alledem ist er den Idealen seiner Jugend und damit einer friedsamern, konfessionell minder erhitzten Zeit und deren überkommnen Formen treu geblieben, Heil und Segen für Menschheit und Menschengeist ebenso wie für die Kunstentwicklung nur sehend, wenn beide mit der Religion im Bunde blieben, voll Teilnahme an der Auferstehung des deutschen Reiches, durch die eigne Erfahrung gewitzigt zur Verwahrung gegen Religionsmechanisirung und religiöse Vergewaltigung, ein edler und ehrwürdiger Priestergreis, dem zu seinem goldnen Priestertage ihren Segensgruß und Segenswunsch darzubringen die Christliche Welt in jedem Sinne des Wortes nicht unterlassen will.

H

(Der Verein für Reformationsgeschichte) wird seine vierte Hauptversammlung am 17. und 18. April in Straßburg halten. Nicht nur dort, sondern auch im übrigen Vereinsgebiete wird man die Wahl dieser für die evangelische Sache einst so hochbedeutsamen Stadt mit besondrer Freude begrüßen. Da der (pastorale) „Theologische Verein,“ zu dessen Mitgliedern ein starker Bruchteil der reichsländischen Geistlichkeit zählt, seine Zusammenkunft auf den 17. April verlegt hat, so ist für zahlreiche Beteiligung aus dem Lande gesorgt. Man darf aber erwarten, daß mindestens auch aus den benachbarten Gebieten Altdeutschlands und der Schweiz sich viele aufmachen werden, den reiche Anregung versprechenden Vereinigungen beizuwohnen und etwa auch aus diesem Anlaß mit dem neu erblühenden Straßburg Bekanntschaft zu machen. Am ersten Tage wird im Festgottesdienst um 5 Uhr Professor Kawerau aus Breslau predigen; später findet eine gesellige Feier statt. An beiden Orten wird der akademische Kirchenchor unter Spittas Leitung hervorragende Meisterwerke evangelischer Kirchenmusik aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zur Aufführung bringen. Tags darauf referirt Professor Benrath aus Königsberg über „Entstehung und Aufgaben des Vereins,“ Professor Lenz aus Berlin über „Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung im Elsaß zur Reformationszeit.“ Für den 19. April ist ein Ausflug in die Vogesen geplant. Die diesjährige Tagung wird dem um die Erforschung des Heldenzeitalters unsrer Kirche und damit um die Stärkung des evangelischen Bewußtseins erfolgreich bemühten Vereine zu seinen nunmehr 6000 Mitgliedern ohne Zweifel viel neue Freunde und Mitarbeiter gewinnen. (Vgl. auch das Inserat.)

(Der akademische Kirchenchor zu Straßburg) feierte am Sonntag Sexagesimä, den 17. Februar, in der Aurelienkirche den Schluß des Wintersemesters mit einer gottesdienstlichen Musikaufführung; so früh, weil auf Estomihi noch ein akademischer Gottesdienst fiel. So bot sich ausnahmsweise die Gelegenheit, statt der gewohnten Passionsmusik Epiphaniasklänge erschallen zu lassen. Gelobet sei Jesus Christus in Ewigkeit, Amen! so lautete das erste, Leucht uns, Herr Christ, du helles Licht, laß uns im Finstern tappen nicht das letzte Wort des Chores. In dem dreiteiligen Aufbau umrahmten Werke von zwei Meistern der Gegenwart solche des großen Altmeisters Heinrich Schütz, die in wenig Jahren das Alter eines Vierteljahrtausends erreichen. Von den drei Eingangschören aus der Epiphaniasmusik von Heinrich von Herzogenberg braucht diesmal im Hinblick auf den Aufsatz in Nr. 10 der Christl. Welt nichts gesagt zu werden. Von Schütz wurden drei der Symphoniae Sacrae von 1647 und 1650 geboten, groß angelegte Werke mit Begleitung von Streichorchester und Orgel. Zuerst das Evangelium des ersten Sonntags nach Epiphanias vom zwölfjährigen Jesus im Tempel. Aber nur die Worte der atemlos, in unwilliger Erregung herzugeeilten Eltern und die Antwort des Jesusknaben hat Schütz in Musik gesetzt, um dann zuerst diese drei, dann auch den hinzutretenden Chor in den herrlichen Worten Psalm 84, 2. 3. 5 sich vereinigen zu lassen. In höchst wirkungsvollem Gegensatz zu diesem lieblichen und innigen Stücke steht eine Epiphanie im eigentlichsten Sinne, die Bekehrung Pauli, von der ausschließlich der Hauptbestand der Worte des erhöhten Christus: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken? uns entgegentritt. Drei Chöre, zusammen vierzehn Stimmen, noch überhöht von zwei selbständigen Geigen, vereinigen sich zu einer geradezu riesenhaften Wiedergabe der als Gewitter aufgefaßten Naturerscheinung zugleich und des seelischen Sturmes, durch den das harte Herz des Apostels gebrochen wird. Das Werk darf be

---

*) Damit wären wir ja gründlich in die Fachgelehrsamkeit hineingeraten. Indem wir weitere Auseinandersetzungen andern Zeitschriften überlassen, versprechen wir unsern Lesern Mitteilung zu machen, wenn etwa interessante Ergebnisse dabei zu Tage kommen sollten. D H

seiner Kürze unbedenklich zu den großartigsten musikalischen Ein-ungen gezählt werden, die die Welt kennt. Das dritte Stück Was rübst du dich, meine Seele, Psalm 42, 12, für zwei Solo-ane, brachte den Sturm durch seine milden Klänge wieder zur e. Von diesen drei Werken ist der Saul neuerdings bereits einige-e aufgeführt, die beiden andern mögen leicht ihre zweihundert Jahre lummert haben. Immer wieder überwältigt bei Schütz außer dem siker auch der Christ, der Bibelausleger, der dramatische Dichter. — dritten Teil bildete die Abendkantate von Arnold Mendels-n in Darmstadt, Text von Friedrich Spitta, im Jahre 1881 Bonn als die erste Frucht ihrer schönen Freundschaft entstanden und geführt. Daß sie noch nicht im Druck erschienen ist, gehört zu den egreiflichen Dingen. Freilich ist gleich nach der Vollendung des Werkes Versuch zur Gewinnung eines Verlegers gescheitert, vermutlich vor m, weil der Verfasser noch jung und gänzlich unbekannt war, da-en wohl auch, weil die evangelische Kirchenmusik damals erst in den en Anfängen eines neuen Aufschwungs stand. Heute giebt es eine ße Anzahl von Kirchenchören, die die achtstimmigen Hauptsätze ohne wierigkeit besetzen können und ein großes Werk, das für die Be-tung nur die Orgel in Anspruch nimmt, mit besondrer Freude be-ßen werden. Und zumal ein solches! Von der ersten Probe an zt es den Chor, vom ersten Takte an die Gemeinde hin und weiß volle Hingabe bis zum Schluß ungeschmälert aufrecht zu erhalten. s einzige, etwas akademisch gehaltne Stück, das lange Duett zu An-g von Nr. 2, war diesmal durch ein ganz neu, aber völlig im nne des jugendfrischen Ganzen komponirtes Soloquartett mit Chor etzt. Im Gedankenaufbau wie in der Stimmung und in der Ab-chslung und Abtönung der musikalischen Mittel strömt das Werk Anfang bis zu Ende dahin wie ein klarer Bach, erquickend und er-end, die Dunkel der hereinbrechenden Nacht siegreich überwindend rch das ewige Licht der Erscheinung unsers Herrn Jesu Christi. So r auch dieses Werk zur Epiphaniasmusik wie geschaffen. Möchte es d auch andern Chören zugänglich werden und viele Gemeinden er-uen wie jetzt die unsrige! Daß der Gemeinde am Anfang und Schluß s Ganzen Gelegenheit geboten war, sich durch Gesang dazu zu be-nen und selber mitzuwirken, versteht sich von selbst. K Budde

(Das theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum 44 bis 1894) Von Alfred Erichson. Straßburg, Heitz. 3,50 Mk.

Unsre Zeit übertreibt es wohl, wie in vielem andern, so auch t den Jubelfeiern. Das Jubiläum aber, das im vergangnen Jahre Straßburg begangen worden ist, hatte es im vollsten Umfange ver-ent, ganz besonders festlich und mit größter Teilnahme gefeiert zu erden. Eine Doppelfeier galt es: mit dem Gedächtnis der vor 350 hren erfolgten Gründung des Studienstifts konnte zugleich der vier-undertste Geburtstag seines Begründers begangen werden, des treu-rdienten Kaspar Hedio, der von sich und seiner Thätigkeit nie Rüh-ens gemacht, aber mit seinen reichen Gaben mannigfacher Art, mit ner Treue und Festigkeit Großes für Straßburg und die Reformation than und das gehalten hat, was er schon am 23. Juni 1520 an uther schrieb: „Du mußt voran, du unser Retter, und alle Kräfte agen, daß uns das leichte und sanfte Joch Christi wieder überkomme. ei du unser Führer, wir wollen dein geschlossenes Fähnlein sein, enn anders unsre Dienste einigen Nutzen schaffen mögen.“ — Und das tift war es, das einen wichtigen Gedenktag feierte! Das Stift, das nst von mildthätiger Fürsorge der Straßburger Bürgerschaft ausge-attet und von ihr durch alle Drangsale der Zeit getragen worden ist, nd das darum mit berechtigtem Stolze und gleicher Teilnahme der traßburger Bürger noch heute „sein“ Stift nennt. Aber es hat nicht ur lokale Bedeutung, weder heute noch für die Vergangenheit. So ie fast ein jedes Blatt aus den Straßburger Urkunden der Refor-nationszeit Zeugnis dafür ablegt, wie sich Straßburgs Einfluß weit hin-us erstreckt, wie es unter den oberdeutschen Städten führende Stellung ehabt hat, so geht auch des Stifts Bedeutung weit über das Weichbild er Stadt hinaus: ist es doch mit der Bestimmung gegründet, zu leichen Teilen „arme fremde Knaben“ und „arme Burgerskinder“ auf-unehmen und ihnen damit das theologische Studium zu erleichtern.

Nicht weniger als drei solcher Anstalten hat die Reformation in Straßburg gegründet; dazu tritt dann später noch für die praktische Ausbildung von Kandidaten ein Predigerseminar. Das im alten Kloster er Wilhelmer eingerichtete Stift hat sie alle überdauert und hat darum nit der Zeit eine immer steigende Bedeutung gewonnen; der größte Teil der elsässischen Geistlichen ist durch das Stift gegangen, dazu in lter Zeit schon andre Deutsche, auch Theologen andrer Länder, und eit der Wiedergewinnung Straßburgs bietet es wieder Elsässern und Deutschen Wohnung und Kost und geistige Anregung.

Nach alledem verdient die Geschichte des Wilhelmer Kollegiums, die sein jetziger Studiendirektor hier auf Grund sorgfältiger Durch-arbeitung der reichlich fließenden Zeugnisse der Vergangenheit geschrieben hat, die Aufmerksamkeit weiter Kreise. Ganz vortrefflich hat der Ver-fasser seine Aufgabe gelöst, die Entwicklung seines Instituts immer auf dem großen Hintergrunde der geschichtlichen Bewegung der Zeit ins Auge gefaßt und sich nicht begnügt, die äußern Vorgänge und Wand-lungen zu schildern, die teilweise — z. B. während der Revolutions-zeit — außerordentlich bewegte und interessante sind, sondern auch ein Bild des gesamten Lebens des Klosters und seiner Insassen entworfen: Gesetze und Klosterzucht, Sitte und Brauch, Studien und praktische Thätigkeit der Stiftler, ihre Lebensart, ihre großen und kleinen Nöte, auch ihre meist recht harmlosen Streiche; die ökonomischen Verhältnisse und vieles andre, um hier nicht ins Einzelne zu gehen, ist zu einem lebensvollen Ganzen zusammengefaßt. Lehrreich und anziehend

zugleich ist diese geschichtliche Darstellung, und manches Beherzigenswerte spricht auch hier mit dem Rechte voller Giltigkeit aus der Vergangenheit zur Gegenwart, voran das goldne Wort aus der ersten Hausordnung des Stifts: „Darumb denn alles, das einer faction und trennung ursach geben mag, soll vermieden werden. In Christo Jesu ist weder Schwab, Schweizer, Elsässer oder Bayer, sondern ein neu Creatur.“

J Ficker

(Ueber das deutsch-evangelische Kirchengebäude im Jahrhundert der Reformation) Vortrag, gehalten auf dem ersten Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus zu Berlin (1894) von Lic. Dr. Nicolaus Müller, a. o. Prof. d. Theol. a. d. Univ. i. Berlin. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf., 1895. 30 S. 60 Pfge.

Den meisten unsrer Leser, die sich für die Frage des evangelischen Kirchenbaues interessiren, wird der hier im Druck erschienene Vortrag durch die Referate der Zeitungen, die seiner Zeit von den Verhandlungen des Kirchenbaukongresses berichteten, dem Inhalt nach bekannt sein. Das hier Veröffentlichte dient dem Verfasser im wesentlichen zur Vorbereitung einer größern Schrift über Luthers Anschauungen vom Kirchengebäude, die demnächst erscheinen und die hier zum Teil nur kurz berührten Punkte ausführlich behandeln soll.

Indem wir davon absehen, das, was der etwas breit angelegte Vortrag an bekannten Dingen bringt, zu wiederholen, beschränken wir uns auf die Wiedergabe seiner Grundgedanken, die in der Parole: Zurück zur Reformation, zurück zu Luther! ihren Ausdruck finden. Luthers eigne Ansichten bilden den Ausgangspunkt. Wie der Reformator sich bei der Einrichtung der Kultusformen „an das Gegebne“ anschließt, so auch in seinen Aeußerungen über die Anlage der Kirchengebäude. Prinzipiell ist dabei besonders wichtig, daß er im Interesse der Kommunion das Vorhandensein des Chors im Gegensatz zum Schiff der Kirche als etwas Selbstverständliches voraussetzt. Dasselbe System dieser an die überlieferte Spätgothik sich anlehnenden Anordnung hat der Verfasser auch an einer nicht unerheblichen Anzahl von kirchlichen Neubauten des Reformationszeitalters beobachtet, und indem er den hier ausgeprägten Konservatismus als das eigentlich herrschende Prinzip im protestantischen Kirchenbau des sechzehnten Jahrhunderts ansicht, wendet er sich gegen die im wesentlichen auf Seiten der praktisch gebildeten Sachkundigen heutiges Tags vertretene Meinung, daß auf diesem Gebiet der eigentlich charakteristische Typus der für die Predigt in erster Linie bestimmte Saalbau sei, wie ihn die verschiednen bekannten Schloßkapellen in Torgau, Stuttgart, Schmalkalden und an andern Orten zeigen. Die Anlage dieser letztern, ohne Chor und mit Emporen im Innern, wird zugleich, nicht ohne daß Gründe der Wahrscheinlichkeit dafür sprächen, von Müller aus der allgemeinen Anordnung des Grundrisses und der Geschoßeinteilung jener Schloßbauten abgeleitet.

Dürfen wir in Anbetracht dieser wichtigen Beobachtungen den weitern Mitteilungen des Verfassers mit Interesse entgegensehen, so entstehen uns doch schon jetzt Bedenken aus dem Ergebnis, das daraus für die heutige Praxis abgeleitet wird, nämlich daß eine unbedingte Rückkehr zu der baulichen Anordnung jener im Reformationszeitalter entstandnen, aus der Spätgothik hervorgegangnen evangelischen Kultusgebäude die einzig mögliche Lösung der heute obwaltenden Fragen des Kirchenbaues sei. Das Gemeindeleben stellt doch eben heute andre Forderungen, als vor dreihundert und mehr Jahren, und es ist nicht einzusehen, weshalb sich dieses nicht seine kirchlichen Versammlungsräume entsprechend den heutigen Bedürfnissen ausgestalten soll. Daneben mag immerhin die Erinnerung an den Brauch der Reformationszeit und an Luthers persönliche Meinung ein willkommenes Korrektiv gegenüber dem allzuschroffen Radikalismus bestimmter Grundforderungen sein, die sich neuerdings als die eigentlich modernen eingeführt haben; ich denke dabei insbesondre an die Frage der Abschaffung des Chorbaues, den heute zahlreiche lutherische Gemeinden, mindestens unter den bestehenden Formen des Abendmahlsgottesdienstes, mit Luther, doch wohl nicht missen möchten.

H Weizsäcker

(Paramenten-Vereine) Vor kurzem ist in Rudolstadt einer dieser Vereine, die sich zur Aufgabe gestellt haben, möglichst vielen Gemeinden, auch den ärmern unter ihnen, einen würdigen innern Schmuck für ihre Gotteshäuser zu verschaffen, gegründet worden. Er steht unter dem Protektorat der Prinzessin Thekla von Schwarzburg. Durch Gaben und durch eine für den Anfang sehr erfreuliche Mitgliederzahl ist der Verein in den Stand gesetzt, alle Paramenten zum Selbstkostenpreis zu liefern. Auch Vasa sacra, wie Kelche, Patenen, Ziborien, Tauf- und Abendmahlskannen, Leuchter, Kruzifixe u. s. w., sowie alle Leinensachen, bestickt und einfach, besorgt der genannte Verein zu billigstem Preise; zu jeder Auskunft ist er gern bereit. Anfragen bittet man zu richten an die Hofdame Fräulein von Bessel in Rudolstadt, Oberpfarrer von Gerlach in Ziegenrück oder Oberpfarrer Rausch in Blankenburg im Schwarzathale. (Vgl. hierzu das Inserat in derselben Nummer.)

(Die Verwendung christlicher Gesänge bei Trauerakten) zur Ehrung von Personen, die dem Christentum grundsätzlich fern gestanden haben, giebt nach den verschiedensten Seiten hin zu denken. Die Frankfurter Zeitung Nr. 92 meldet aus Berlin von der Gedächtnisfeier für den verstorbnen Professor Gizycki: „Die Feier . . . wurde mit dem . . . Psalm Selig sind die Toten eingeleitet.“ Dasselbe Blatt bringt in Nr. 92 und 93 eine dankenswerte „psychologische Skizze“ von dem Gefeierten. Dort geschieht der Sympathien Erwähnung, die er für den Evangelisch-sozialen Kongreß, für Naumann und für v. Wächter empfand. Dann heißt es weiter: „Dabei ist er persönlich bis an sein Ende auf seinem völlig irreligiösen Standpunkt stehen geblieben. Seine Religion war nicht Gottesvertrauen, sondern Vertrauen auf die Güte und Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts.“ Welche Vor-

stellungen und Empfindungen verbindet die Ethische Gesellschaft bei solchen Gelegenheiten mit dem Vortrag christlicher Glaubensgesänge?

R

(Bibelkenntnis unsrer Journalisten) Vor einem falschen Zitat hütet sich jeder Gebildete, doppelt wird ein Schriftsteller sich davor scheuen. Falsche Bibelzitate genieren aber unsre Berufsjournalisten nicht im mindesten. Durch mehrere Tagesblätter geht unbeanstandet folgende Leistung der Vossischen Zeitung — sie liegt uns in Nr. 77 der Freisinnigen Zeitung und in Nr. 216 der (ultramontanen!) Kölnischen Volkszeitung vor:

Der ostpreußische Fideikommißherr [Graf Mirbach im Herrenhause] unterstellt den deutschen Fürsten, sie seien fähig, die Verfassung zu brechen, die Revolution von oben zu verkünden. Herr Konstantin Rößler hat Schule gemacht, wenigstens bei einigen Parlamentsgigerln. Graf Mirbach, dessen geschichtliche Kenntnisse sonst nicht weit reichen, erinnert an Alexander den Großen, der ein Mittel zur Ueberwindung von Schwierigkeiten gekannt hat. Dieses Mittel ist das Schwert. Aber Alexander der Große war ein Heide, und ein Vertreter des christlichen Staates im Herrenhause sollte sich des Ausspruches des Apostels Petrus erinnern, daß, wer das Schwert braucht, durch das Schwert umkommen werde. . . .

Man vergleiche dazu Matth. 26, 52. So unbekannt sind unsre Journalisten mit der Leidensgeschichte unsers Herrn, daß sie ein Wort, das durch die ganze Situation sich als ein von ihm gesprochnes leicht und unverlierbar dem Gedächtnis einprägt, zu einem Ausspruch des Apostels Petrus machen.

R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 15 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Die Freunde der „Christlichen Welt“
in der Mark Brandenburg

versammeln sich zu einer vertraulichen Zusammenkunft **Dienstag den 30. April** nachm. 4 Uhr in **Berlin**, Leipzigerstraße 134 (Viktoriasäle). In Aussicht genommen sind zwei Referate, über „Glaube und Autorität“ (Prof. D. Kaftan) und „Das Verhältnis des Christen zu Christo und Luthers Erklärung zum 2. Artikel“ (Pfarrer O. Baltzer).

Harnack Kaftan Scholz v. Soden

Verein für Reformationsgeschichte

Vierte Hauptversammlung
am 17. und 18. April in Straßburg im Elsaß

Programm

Mittwoch, 17. April. Gottesdienst in der Nikolauskirche um 5 Uhr nachmittags. Konsistorialrat Professor D. Kawerau aus Breslau. Um 8 Uhr abends gesellige Vereinigung im Zivilkasino am Sturmecksstaden.

Donnerstag, 18. April. 10 Uhr vormittags Hauptversammlung im Thomasstift, Vorträge von Professor D. Benrath aus Königsberg und von Professor Dr. Lenz aus Berlin. Bericht über die Vereinsthätigkeit, etwaige Anträge über die Angelegenheiten des Vereins, Neuwahl des Vorstands. Gemeinsames Mittagessen um 1 Uhr

Nähere Auskunft, sowie Angaben über etwaige weitere festliche Veranstaltungen werden gegeben im Auskunftsbüreau, Hotel Pfeifer, gegenüber dem Bahnhof. Wohnungsbestellungen werden erbeten an Herrn Buchhändler van Hauten, C. F. Schmidts Universitätsbuchhandlung, Straßburg i. E.

Der Vorstand

Thüringer Paramenten-Verein

unter dem Protektorat J. D. der Prinzessin Thekla von Schwarzburg

Derselbe erbietet sich zu künstlerischer und streng kirchlicher Ausführung aller in das Paramentenfach gehörenden Arbeiten zum **Selbstkostenpreis** und zur Lieferung aller zum evangelischen Gottesdienste gehörenden heiligen Gefäße und Geräte in stilgerechter Form.

Aufträge nehmen entgegen und beantworten alle diesbezüglichen Anfragen:

Hofdame **von Besser** in Rudolstadt
Oberpfarrer **Rausch** in Blankenburg (Schwarzathal)

Heute, morgens 7 Uhr, starb hierselbst nach langem schweren Leiden meine inniggeliebte Frau, unsre liebe Tochter

Frau **Marie Mellinghoff**, geb. Link

im Alter von 33 Jahren. Um stille Teilnahme bitten

Coblenz, 8. April 1895

Hermann Mellinghoff, Pfarrer in Dieringhausen.
D. Theodor Link, Pfarrer in Coblenz,
und **Frau**, geb. v. Gizycki.

Meine Verlobung mit Fräulein **Emma Preiswerk**, Tochter des Herrn Kaufmann Eduard Preiswerk und der Frau Emma geb. Groben in Basel beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Immanuel Voelter
General-Sekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses

Berlin März 1895

(Durch Schuld der Redaktion verspätet)

Ein gebildetes Mädchen, 22 Jah[re] alt, Waise, die ihr Kindergä[rt]nerinnen-Examen I. Klasse gema[cht] hat, sucht in einem großen Ha[us]halt zur Vervollständigung ih[rer] Kenntnisse in der Wirtschaft St[el]lung. Offert. bittet man an Her[rn] Kaufmann Adolf Serno in Mag[de]burg zu senden.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken seh[r] geeignet, mit 3 Liter feinsten **Medizinal-Cognac** garantirte[s] Weindestillat **Mk. 8.** 3 Lite[r] **Cognac grande Champagne** **Mk. 12.** 3 Liter feinsten alte[n] **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** ꝛc. **Mk. 6.25** Originalgebinde obiger Wein[e] 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alle[s] incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

J. Ricker'sche Buchhandlung in Gießen

Soeben ist erschienen:

Das Mönchthum,
seine Ideale und seine Geschichte

von

D. Adolf Harnack
Professor der Kirchengeschichte in Berlin.

4. verbesserte Auflage. gr. 8°. 64 Seiten. Preis: 1 Mark 40 Pf.

Von demselben Verfasser erschien vor kurzem:

Augustin's Confessionen.
Ein Vortrag.
2. Auflage. gr. 8°. 32 Seiten. Preis: 60 Pfg.

* Zahlreiche **freiwillige** Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich. *

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unsrer vollen Zufriedenheit ausgefallen. 18. Februar 1894 **P..**, Pastor, **B..** bei Priemhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe
für Herren und Knaben,
Altar- und Kanzeltuch
in den stilgemäßen Farben,
echt und **reinwollen,**
gediegenes Fabrikat
versendet direkt an Private zu **billigsten** Preisen
Th. Herrmann,
Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurrieren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig. 4. April 1894. **P..**, Pastor, **T..** (Holstein)

* Reichhaltige Musterauswahl frei! *

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow in Leipzig**

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung des deutsch. Protestantismu[s]
von einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig